

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 214.

Sonntag, 16. August.

1931.

... Achtung ... , ... Banfrach ... !

Polizeiroman von Carl Otto Windeder.

(17. Fortsetzung.)

Das Schiff hatte das freie Meer gewonnen. Hoch und gewaltig erschienen jetzt die Kreidefelsen Dovers, von der alten Festung gekrönt. Ein wundervoller Anblick. Grell, blendend lag die heiße Mittagssonne auf dem weißen Gestein. Die See war glatt, kristallhart, grünlich. Nicht weit von ihnen kreuzten kleine weiße Segelboote am Strand. Zwei schwarze, bedrohlich ansehende Torpedoboote lagen still und unbeweglich im Schutze der Küstenbatterien. Vor den Fischerhütten wehten Wäschestücke in dem leicht auf gekommenen Wind. „Wundervoll“, gestand René.

Frau Marianne nickte nur, ganz im Bann dieses herrlichen Anblicks.

Noch lange saßen sie schweigend. Fast unmerklich schrumpfte die Insel immer mehr zusammen. Schon eine Stunde war vergangen — noch immer hing am Horizont in der heißen, flimmernden Luft ein matter, heller Streifen: England. Das stolze England.

Monoton, dumpf arbeiteten die Schiffsmaschinen. Gleichmäßig klang das Rauschen des Wassers bis zu den Reisenden auf dem Deck, die faul, genießerisch in den Deckstühlen lagen. Der Wind war frisch. Die gleichmäßigen Geräusche der Fahrt schläfernten langsam ein.

Es begann kühl zu werden. Eine leichte Brise war auf gekommen. Frau Marianne fröstelte. Zeitweise verschwand die warme Sonne hinter kleinen weißen Wolken, die schnell und leicht über den blauen Himmel hinzogen.

Mit seltsam lebhaftem Interesse hatte René hastig die vielen, neuesten Zeitungen durchgesehen, von denen er in Dover ein ganzes Paket gekauft hatte. Nun lehnte er sich beruhigt in den Liegestuhl zurück. Frau Marianne lag neben ihm. Sie hielt die Augen geschlossen.

„Gefällt die Fahrt?“, fragte er besorgt.

Sie nickte ihm schweigend, lächelnd zu.

Es dämmerte ungewöhnlich früh. Die Sonne war verschwunden, nur hin und wieder schickte sie noch ihre Wärme auf das Deck des Schiffs, dessen Reisenden sich viele Decken über die frierenden Beine legten.

„Die frische Luft macht Appetit“, meinte René nach langem Schweigen. „Lass' uns doch essen gehen.“

„Ist das nicht gefährlich?“ Frau Marianne lachte.

„Also doch?“

„Noch nicht. Ich fühle mich sehr wohl.“

„Dann ist es gut.“ René half ihr beim Aufstehen und nahm ihren Arm. Vorsichtig kletterten sie über die vielen Beine ruhender Menschen bis zur Treppe nach dem Speisesaal.

Auch die unteren Räume des Schiffes präsentierten sich nicht viel besser als das Deck. Man wehte sich vergeblich gegen den Eindruck der Unsauberkeit. Dazu waren die Bullenfenster klein und die Luft stickig und verbrauchte. Es roch stark nach Essen und kaltem Zigarettenrauch.

Erfreulicherweise war das Essen wenigstens gut. Oder vielleicht schien es auch nur so nach der Eintönigkeit und Art der englischen Zubereitung, die für kontinentale Magen immer eine kleine Zumutung darstellt. Auch der Wein war ausgezeichnet. So gewöhnte man

(Nachdruck verboten.)

sich an die weniger befriedigende Umgebung. René und Marianne hatten einen Tisch für sich. Der Speisesaal war nur wenig besetzt. Die unruhig gewordene See ließ wohl manchen eine Ausgabe für ein kräftiges Souper überflüssig — zum mindesten verfrüht erscheinen. Sie plauderten munter. Sichtlich zwangen sich beide, nicht an die kommenden Stunden zu denken. Besonders René schien seltsam deprimiert. Er war blaß und unruhig. Es war nicht viel übrig von dem Humor, den Marianne sonst an ihm liebte. Oft bemerkte er, wie sie ihn prüfend, voller Sorge anblickte. Es war ihm sehr unangenehm. Aber jeder Anlauf zu froherer Stimmung war sogleich als solcher gekennzeichnet. Ganz abgesehen davon, daß er nie gelang.

Die dumpfe Lust im Speisesaal wurde unerträglich. Auch schwankte das Schiff stärker. Der höhere Wellengang machte sich unliebsam bemerkbar. Frau Mariannes Glas rutschte einmal vehement über den ganzen Tisch hinüber. Glücklicherweise stoppte es noch kurz vor dem Tischrand.

Sie stiegen sehr bald wieder auf Deck.

Es war Abend geworden inzwischen. Ein kräftiger Wind schob das Schiff vor sich her und verdoppelte sein Wiegen und Schaukeln. Der gleichmäßige Takt der Schiffsmaschinen war schneller geworden. Weiße Wogenkämme ritten dem Schiff entgegen. Manchmal spritzten die Wellen hoch und überschütteten die Reisenden mit einem leichten, feuchten Schauer.

Der Übergang zur Nacht ging seltsam schnell vor sich. Jetzt strahlte der Himmel in einem tiefen Schwarzblau, in dem die Sterne glitzerten. Wolkensehen jagten vor der halben Scheibe des Mondes hin. Wundervoll tief war die Farbe des Wassers. Ein paar Fischerboote überholte das Schiff. Mit halbgereiftem Tuch ihrer typischen, dunkelgeteerten Segeln, kreuzten sie schrägliegend auf der bewegten Wasserfläche. Ihr weißes, hochschäumendes Bugwasser leuchtete herüber.

René hatte Mariannes Arm unter den seinen gezogen und hielt ihre Hand. Sie standen, an die Reeling gelehnt, und betrachteten das seltsame Schauspiel dieser unruhigen Nacht.

„Es ist wundervoll“, sagte Frau Marianne leise, ihr Gesicht dem Meer zugewendet. Das Brausen des Wassers unter dem Schiff ließ ihn ihre Worte nicht verstehen. Aber er fühlte, was sie gesagt hatte, und nickte.

Wie seltsam schwer verrinnt die Zeit, wenn man auf dem Deck eines Schiffes steht.

Fernab, weit hinter ihnen, zog langsam, in majestätischer Ruhe ein hellerleuchteter großer Ozeandampfer vorbei. Der weiße Rauch seines Schornsteins hing wie eine zerrissene Fahne in der Luft. Der Wunsch, einen Vergleich zu ziehen, lag nahe. Ob dort drüben auf dem luxuriös eingerichteten, ruhig dahingleitenden Schiffsriesen jemand das Kanalschiff beachtete, das jetzt mit schwer arbeitenden Maschinen gegen den immer stärker werdenden Wellengang ankämpfte?

Frau Marianne hatte sich an René gelehnt. Ganz nahe bei ihm fragte sie, mit einem Nicken nach dem Wasser:

„Kennst du das . . ., diese Freude, dies Erleben. Es

ist eine so tiefe, wundervolle Freude. Sie quält fast. Sie sitzt in der Kehle. Man möchte lachen und muß doch . . ., ich weiß nicht . . .“
„ . . . und muß doch — weinen?“, ergänzte René, in das Erlebnis dieser nächtlichen Fahrt versunken.
„Schau dort . . .“, sagte er plötzlich und deutete mit der Hand nach vorne. „Sieh dort, wie wunderbar . . .“

Weit vor ihnen noch tauchte jetzt der helle Lichtschein der belgischen Küste aus dem Dunkel auf. Erst einige Lichter, dann, je näher das Schiff dem Lande kam, um so größer die Flut von Helle eines schmalen, langen Streifens: die Kurpromenade, die Flucht der großen Saisonhotels von Ostende. Zudend, in gleichmäßigen Intervallen huschte der bleiche Lichtschein des Leuchtturmes durch die schwarze Finsternis. Gespenstisch. Unwirklich. Wenn sein Lichtschein das näherkommende Schiff traf, war Sekundenlang alles in eine unwirkliche, verzerrende Helle getaucht. Lange sahen Marianne und René diesem gespenstischen Spiel zu. Wenn der Lichtarm näher kam, über das Schiff schlich, und sich wieder verlor, um nach Sekunden seinen Kreislauf wieder zu beginnen.

Und während um sie herum die Menschen schwachten und lachten, über das große Footballmatch am Sonntag diskutierten und ansingen, ihre Koffer und Kisten für die Landung zu richten, standen sie beide, ergriffen, erschüttert von diesem Bild vor ihren Augen.

Langsam und schwer arbeitete sich das Schiff gegen den hohen Wellengang der Küste zu. Die kleinen Lichter der Bojen tanzten über der schwarzen Wasserfläche, ihre Alarmglocken klangen grell, geheimnisvoll, oft unterbrochen und verweht durch das brausende Rauschen des Bugwassers.

Jetzt wendete das Schiff. Wie ein breiter, silberner Streifen lag hinter ihnen die Fahrbahn, sich im klühen Bogen in Nichts verlierend.

„In einer Viertelstunde sind wir in Ostende“, sagte René traurig, zu Marianne gewendet.
Sie nickte nur.

Es war gegen zehn Uhr nachts, als sie endlich in Brüssel ankamen.

„Wir haben noch eine Viertelstunde Zeit, bis der Zug nach Lachen eingestellt wird“, sagte René, der sich bei einem Bahnbeamten erkundigt hatte. „Möchtest du nicht noch eine Tasse Kaffee trinken?“ Er sprach hastig und vermied es, Frau Marianne anzublicken.

Sie sah ihn sonderbar an und antwortete nicht.

„Ja . . . willst du?“, fragte er noch einmal.
Wieder antwortete sie nicht. Erst jetzt blickte er auf und sah ihr sonderbares Lächeln. Sie senkte den Blick, als er sie so aufmerksam betrachtete.

„Marianne?“, fragte er leise. Er war stehen geblieben.

Sie nickte. Kaum merklich.

„Wir fahren erst morgen“, sagte sie ganz leise.

Er fasste ihre Hand. Sah sie an. Forschend. Prüfend. Irgend etwas begriff er nicht. Irgend etwas.

„Wir wollen heute Abend noch einmal recht fröhlich sein“, lächelte sie. „Wer weiß, was uns die nächsten Tage bringen werden.“

Er antwortete nicht. Schweigend nahm er die Koffer wieder auf, die er vorher niedergestellt hatte, und schritt ihr voraus. Er spürte ihren Blick in seinem Nacken.

Vor drei, vier Hotels fuhren sie vor, ohne Zimmer zu finden.

„Es sind so viele Engländer hier“, meinte der Chauffeur.

Sie suchten weiter. Endlich, im Hotel de Bordeaux hatten sie Glück. Aber unfassbar schien es dem jovialen, bärtigen Portier, daß dieses hübsche, junge Paar getrennte Zimmer wünschte.

„Ich habe da noch ein entzückendes Doppelapparte-

ment im ersten Stock“, wiederholte er immer wieder eindringlich. Frau Marianne hatte einen roten Kopf und beschäftigte sich eingehend mit den im Vestibül ausgelegten Reiseprospekten. Nur mit großer Mühe bekämpfte René ein Lachen. —

Zwischen Braten und Käse hatte René einen vernünftigen Einsall. Das Renkontre mit dem Portier hatte alle Traurigkeit von ihm genommen — er nickte Frau Marianne mit ihrem Interesse für Reiseprospekte. Erst als sie ihm einen freundschaftlichen Klaps gab, schwieg er still. Aber sein Gesicht, sein Lachen redeten weiter von diesem köstlichen Einsall eines unverdorbenen Portiers.

Er rief den Garçon.

„Ich möchte heute Abend tanzen gehen“, sagte er mit einem fröhlichen Augenzwinkern nach Mariannes erstauntem Gesicht hin. „Sagen Sie mir ein angenehmes Lokal.“

Der Garçon nannte ein paar Namen.

„Eine kleine, hübsche Bar mit angenehmer Gesellschaft“, präzisierte René. Unter der Tischplatte hielt er Frau Mariannes Hand und drückte sie aufmunternd.

Der Garçon strahlte, als er endlich das offenbar richtige Lokal nannte. „C'est beau ça“, grinste er, „Le pavillon de danse.“

„Gut, mein Junge.“ René lächelte. „Dann besorgen Sie mir, bitte, noch Chrysantemen für mich und einen Arm voll Rosen.“

„Gewiß, Monsieur.“ —

Eine halbe Stunde später stand René, im Smoking, in der Hotelhalle und wartete. Das tiefe Glücksgefühl in ihm machte ihn ungeduldig. Er rauchte hastig zwei Zigaretten, plauderte ein wenig mit dem Portier, setzte sich eine Weile in den Sessel — um erstaunt aufzuspringen, als Frau Marianne den Lift verließ und auf ihn zukam.

Sie sah blendend aus. Das schwarze, lange Abendkleid pointierte wundervoll die Linie ihrer hohen, gut gewachsenen Figur. René, der sie noch nie in diesem Kleid gesehen hatte, verzehrte sie geradezu mit seinen bewundernden Blicken. Daß er selbst sehr gut aussah, stellte gleichzeitig der Portier fest. Nun begriff er noch weniger, daß er sein teures Doppelappartement nicht los geworden war.

„Du bist schön“, sagte René ehrlich. Sie schlug ihm leicht auf die Wange.

„Schmeichler.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Doktor.

Wer ist in Not und Schmerzen da?

Der Doktor.

Wer hört den Ruf und sagt gleich: „Ja“?

Der Doktor.

Wer lebt zu Hause fast als Gast, und ist nach all des Tages Hast nie sicher seiner kurzen Rast?

Der Doktor.

Wer fragt nach Wetter nicht und Wind?

Der Doktor.

Wer bannet die Schmerzen, leis und lind?

Der Doktor.

Wer ist aus Spiel und Fröhlichkeit zum Ausbruch immerdar bereit, wenn irgendwo ein Baby schreit?

Der Doktor.

Wer steht oft vor der Armut Thron?

Der Doktor.

Wer kommt so oft um seinen Lohn?

Der Doktor.

Wer darf, trotzdem er etwas kann, nicht so, wie jeder freie Mann es allen kund tun, dann und wann?

Der Doktor.

Wer ist uns Freund in schwerer Zeit?

Der Doktor.

Und wer verdient mehr Dankbarkeit?

Der Doktor.

Wer hilft uns immer, treu und klug, von unserm ersten Atemzug bis zu des Todesengels Flug?

Der Doktor.

Flugzeug 11 Uhr 45: Berlin—Zürich.

Kriminalnovelle von Stefan Granitz.

Das Flugzeug war fast leer. Nur zwei Passagiere sahen einander in bequemen Lehnstühlen gegenüber. Es war ziemlich früh am Morgen und die Luft, durch die das Flugzeug jetzt vom Tempelhofer Feld in die Höhe klang, war dieselbe und undurchsichtig. Der eine der beiden Passagiere, dick und schwerfällig in seinen Sessel gelagert und eine mächtige Japanna rauchend, blätterte gähmend in einer Morgenzeitung. Der andere, der ihn gegenüber saß, war schlank, sportsmäßig gekleidet und rauchte eine Zigarette. Eine Viertelstunde, nachdem das Flugzeug gestartet war, wandte er sich plötzlich an sein beiläufiges Gegenüber.

Herr Generaldirektor Bromme, wenn ich mich nicht irre?

Der Angesprochene ließ erstaunt seine Zeitung sinken und betrachtete den jungen Mann.

Nanu, woher kennen Sie denn meinen Namen. Oder sind wir einander mal vorgestellt worden?

Bisher leider noch nicht. Ich fürchte, daß sich dazu auch keine Gelegenheit mehr bieten wird. Seien Sie mir also nicht böse, wenn ich meinen eigenen Namen verschweige.

Der Generaldirektor zuckte erstaunt die Schulter und wollte seine Zeitung wieder erheben.

Nein, nein, Herr Generaldirektor. Trotzdem unsere Bekanntschaft einseitig bleiben muß, und ich fürchte auch das Vergnügen daran, muß ich Sie doch bitten, mir einige Minuten Aufmerksamkeit zu schenken. Sie sind eben im Begriff nach Zürich zu fliegen und tragen bei sich die erkleckliche Summe von sechstausend englischen Pfund. Seien Sie bitte nicht so maßlos verblüfft und versuchen Sie nicht zu leugnen! Sie haben dieses Geld heute aus Ihrem Stahlsack in der Bank geholt und beabsichtigen es, vermutlich um die arme Reichsbank von der Zahlungslosigkeit ihrer Bemühungen zu überzeugen, in die Schweiz auszuführen. Bitte, machen Sie sich wirklich nicht erst die Mühe, meine Ausführungen entkräften zu unterbrechen. Sie haben sechzig Scheine à hundert Pfund bei sich. Nun hören Sie bitte aufmerksam zu, mein Herr. Sie werden mir jetzt umgehend die englischen Banknoten, die Sie bei sich führen, einhändigen. Sie werden es tun, oh ja, ich brauche dazu nicht erst Ihr wertvolles Leben zu bedrohen. Es würde genügen, wenn ich bei unserer Zwischenlandung in München die Kriminalpolizei auf Sie aufmerksam mache. Sie wissen, daß auf die Ausfuhr von Valuten und Devisen Zuchthausstrafe gesetzt ist, ganz abgesehen, daß man das Geld beschlagnahmt. Bitte, bedenken Sie, was das bedeuten würde: Generaldirektor Bromme als Devisenheiber! Es wäre um Ihren Ruf und Ihre Stellung gehen. Wenn Sie mir hingegen das Geld eingehändig haben, werden Sie den Verlust vermutlich mit einem einzigen Monatsgehalt gedeckt haben. Haben Sie sich also entschieden?

Generaldirektor Bromme warf einen hilfseuchenden Blick nach rückwärts, wo er den Bordwart vermutete. Der Unbekannte verstand diesen Blick und lächelte.

Bitte, machen Sie sich keine Mühe. Der Bordwart wird Ihnen nicht helfen. Er sieht und hört nichts und er wird nach der Landung jeden Eid ablegen, nichts gesehen und gehört zu haben. Er ist außerdem mit zehn Prozent an diesem Geschäft beteiligt und das lohnt sich für ihn sogar dann, wenn er wider Erwarten ein bis zwei Jahre abzusitzen hätte. Nun, Herr Generaldirektor?

Der also Angesprochene griff sich an den Hals. Er drohte zu ersticken. „Ich werde Sie am Münchener Flugplatz verhaften lassen“, sagte er.

Sie meinen, daß man das Geld bei mir finden und selbstverständlich nicht mir, sondern Ihnen Glauben schenken wird? Das ist möglich und diesem Falle will ich insofern vorbeugen, als ich das Flugzeug vorher verlassen werde.

Sie wollen ...?

Ganz richtig. Ich werde vorher und zwar sehr bald abspringen. Hier oben in dieser kleinen Handtasche befindet sich ein ausgezeichnetes Fallschirm, der mich sanft der Mutter Erde und einer sorgenfreien Zukunft wiedergeben wird. Aber nun ist es höchste Zeit. Bitte, geben Sie mir sofort das Geld.“ Der Unbekannte machte eine unmißverständliche Bewegung nach seiner Tasche. Der Generaldirektor, der einen schweren Traum zu träumen wähnte, griff mit zitternden Händen nach seiner Brieftasche und überreichte dem Fremden ein Päckchen Pfundnoten. Der Fremde zählte sie sorgfältig und verstaute sie dann in seiner Tasche.

Sie werden den Verlust rasch verschmerzt haben. Und nun haben Sie noch Gelegenheit, kostenlos einem kleinen Fallschirmabsprung zuzuschauen.

Der Fremde hob den kleinen Koffer aus dem Gepäckne-

über ihm und öffnete ihn. Einen Moment stand er wie vom Donner gerührt, dann warf er maßlos erstaunt und bestürzt die Blicke um sich. Der Koffer war leer! Er enthielt nichts! Und in dem Moment wurde der Vorhang rückwärts, der den Raum des Bordwarts verdeckte, zurückgeschoben und ein kräftiger Mann näherte sich dem Fremden.

„Bitte, bemühen Sie sich nicht weiter, mein Herr. Ich bin Kommissar Ludwig vom Berliner Präsidium. Dem Bordwart hat heute nacht das Gewissen geschlagen und er hat sich als kluger Mann zu mir begeben. Außerdem war die Tatsache zu auffällig, daß Sie das ganze Flugzeug mit Ausnahme von einem Platz mieteten. Aber alles wäre vielleicht gut gegangen, wenn Sie nicht so dumm gewesen wären, das Flugzeug nur bis München zu mieten, während Ihre eigene Fahrkarte auf Zürich lautete.“

„Dann waren Sie es vermutlich auch, der meinen Fallschirm entfernt hat?“

„Ich war so frei. Sie ließen mir genügend Zeit dazu, während Sie frühstückten. Ich gebe Ihnen nun noch den guten Rat, nicht Herrn Generaldirektor Bromme zu denunzieren. Die bloße Absicht ist nämlich strafbar. Und ich nehme stark an, daß der Herr Generaldirektor der Münchener Filiale der Reichsbank einen kleinen Besuch abstatten wird.“

Der erschöpfte Generaldirektor nickte eifrig. Durch einen leichten Nebel begannen die Türme der Frauenkirche zu schimmern. Das Flugzeug senkte sich.

Schwarze Audienz.

Von Harald Späher.

(Nach einem abessinischen Tagebuch).

Obwohl die Sonne wie irdisch vom tiefblauen Himmel niederbrannte, spürte ich sie diesmal weniger, weil mein ganzes Denken und Fühlen auf das bevorstehende Ereignis gerichtet war: meine erste Audienz bei einem Fürsten, einem schwarzen Fürsten!

Tagelang waren wir geritten, als endlich das „Schloß“ des Fürsten Ailu, eines kleinen Regenten im Staate Amhara, dem ich einen Besuch abstatten wollte, auf einem größeren Hügel aufgetaucht war. Von weitem nahm es sich wie ein riesiger Feuertempel aus: ein schmuckloser, quadratischer Steinbau mit vielen kleinen Fenstern und einem mächtigen Strohdach ... Von unserem Lagerplatz aus sahen wir jetzt nur noch einen hohen Palisadenzaun, der sich in halber Höhe um den ganzen Hügel herumzog.

Gleich nachdem das Zelt aufgestellt war, hatte ich Ephraim, meinen lieben schwarzen Diener, hinauf ins „Schloß“ geschickt, um anzufragen, ob Ras (Fürst) Ailu mir Audienz gewähren wolle. Es blieb also etwas Zeit, meine Vorbereitungen zu treffen.

Der Tropenhelm und die Segeltuchschuhe lagen gepußt vor mir. Ich hatte mich nur mehr umzuziehen. Plötzlich dröhnte vom Hügel her ein dumpfes Getrampel. Erschreckt sprang ich ins Freie; durch ein riesenhaftes Tor im Palisadenzaun marschierte eine Kompanie schwarzer Soldaten, an ihrer Spitze Ephraim, herunter. Schnelligst beendigte ich meine Toilette und trat gleich darauf in Haltung dem Militär entgegen. Es waren vielleicht hundert Mann in Khatuniform mit langen Hosen und barfuß. Am Kopf trugen sie hohe Schildlappen. Jeder hatte ein Gewehr geschultert. Auch der Offizier. Vor meinem Zelt machten sie Halt und Ephraim teilte mir, stolz grinsend, auf italienisch mit, Ras Ailu freue sich, meine Bekanntschaft zu machen und habe mir seine Leibgarde zum Empfang entgegengeschickt.

Das schwarze Militär nahm mich in die Mitte, und wir stiegen zum „Schloß“ hinauf. Dort führten zwei Soldaten mich und Ephraim, der als Dolmetsch fungieren sollte, durch einen langen, weißgetünchten, türlosen Gang, an dessen fernem Ende ein buntfarbiger Strohvordhang leuchtete. Plötzlich wurde er hochgezogen und wir betraten den „Audienzsaal“ des Ras. Hier sah es wie in einem riesigen Tröbelerladen aus: ein europäisch-afrikanisches Tschuwabohu stropfte uns an: auf einem altmodischen Zahnarztstuhl — wörtlich zu nehmen — thronte Ras Ailu und streckte mir seine Hand entgegen: ein Mann in den besten Jahren. Er trug ein weißes Hemd, über das ein wunderschöner, schwarzseidener Überwurf lässig gezogen war; weiße lange Hosen und an den Füßen, sandalenähnliche, dunkelrote Schuhe. Die schwarz gekräuselten Haare spielten einen munteren Reigen. Sein ausgesprochen schönes, längliches, schwarzes Gesicht brüllte Würde und Wohlwollen aus, leise von wilder Grausamkeit durchzogen. Und die Augen: verschlossene, stolze, rätselhafte Augen. In der einen Ecke des Saales befand sich eine weißlackierte Gartengarnitur. Überall verstreut hingen oder standen mächtige Uhren aller Art, einen irdischen Spektakel von sich gebend. Gegenüber schlummerte unter Staub eine Nähmaschine. Am Boden lagen herrliche bunte Teppiche abessinischer Wärfte. Von der ziemlich niedrigen Decke duftete eine große Petroleum-

gaslampe anheimelnd herunter. Die Wände waren prächtig bemalt, meist abessinische Fürsten im Ornat darstellend.

Ich saß dem Ras in unmittelbarer Nähe gegenüber, hinter mir stand Ephraim. Im Laufe des Gesprächs wurde ich gefragt, ob ich eine der fürstlichen Uhren, die schönste, reparieren könne. Die alte Kiste stand ganz schief. Nachdem ich ihr zu richtiger Haltung verholfen und sie eine Ewigkeit aufgezo-gen hatte, begann sie lustig und dankbar zu ticken. Ras Alu war gerührt: irgendwo in seinem Gesicht ging die Sonne auf und wuchs zu mächtigen Strahlen.

Plötzlich posterte durch den Vorhang in wildem Tempo ein Wirbelsturm herein, stupte bei meinem Anblick, guckte mich aus riesigen Augen neugierig an und verkroch sich dann schleunigst hinter seines Vaters Thron: der kleine Ras, das Räslein. Gleich darauf knallte eine tüchtige Mausschelle, die der strenge Herr Papa seinem Sprößling für das unmanierliche Benehmen, lustigerecht und trefflicher nach rückwärts verabreicht hatte. Das Räslein, genau so gekleidet wie sein Erzeuger, wurde, fürchterlich brüllend, hinausbefördert.

Nun nahmen wir an dem Gartentisch Platz: er war mittlerweile gedeckt worden mit Tellern, Besteck und einer mächtigen Holzkübel, in der ein ganzer Hühnerstall in dunkelbrauner Tunkel schwamm. Die Hühner schmeckten ausgezeichnet. Wenn nur dieser braune Saft nicht gewesen wäre! Paprika ist ja Milch dagegen!! Fortwährend mußte ich „Tsch“, ein starkes, bierartiges Getränk, hinuntergießen, um meinen Schlund nicht für immer zu zerstören. So wurde ich langsam heiter.

Nach der Mahlzeit bot ich meinem Gastgeber italienische Zigaretten an. Leider aber hatten sie Mundstüde, die dem Ras fremd zu sein schienen; er steckte seine Zigarette verkehrt in den Mund und begann, gleich nachdem ihm sein Diener Feuer gegeben hatte, dunkel zu grollen und spuckte dann nach allen Richtungen hin aus. Im Nu bewölkte sich sein Antlitz. Auf einmal warf er entschlossen und mit Schwung die Zigarette von sich. Noch blieb ich ernst. Dem folgenden aber wäre meine Beherrschung auch nicht gewachsen gewesen, selbst wenn ich Himbeer-saft statt „Tsch“ getrunken hätte.

Der Ras ließ mir mitteilen, daß sein Diener Champagner holen gegangen sei. Eine Überraschung, die mich unbeschreiblich freute ... Was aber war das, was der Diener da heranschleppte? Eine riesige, mindestens fünf Liter fassende Flasche mit der Etikette: Kognak. Mein Jubel wurde zäher ... Der Diener schenkte mir ein Wasserglas voll, und ich trank — Num. Schlechten, hundeschlechten Num! Trotz dieser abermaligen Attale auf meinen armen Schlund mußte ich loslachen. Zu meinem Glück legte dies der Ras als Beifallstundgebung aus und lächelte stolz-dis-kret.

Plötzlich tauchte ein Diener mit einem kleinen bunten Strohkörbchen in der einen Hand und einem jungen Löwen an der anderen auf. Eine starke Eisenkette machte das Raubtier, welches die Größe einer riesenhaften Kage hatte, unschädlich. Leise, ohne rechts oder links zu blicken, pfo-tete das Löwenbaby gerade auf den Ras zu. Als ob es von ihm hypnotisiert wäre. Wenige Schritte vom „Thron“ entfernt, duckte es sich plötzlich und sprang, wild fauchend, gegen seinen Gebieter. Der scheinbar darauf abgerichtete Diener riß die Kage zurück, so daß sie in aufbäumender Stellung knurrte. Dies machte den Ras eine unendliche Freude. Dann knisterte er in die Hände, und das Baby mußte sich empfehlen.

Dann erhob sich der Ras und bat mich, noch lange sein Gast zu bleiben: Ein Herrscher vom Krauselhaar bis zu den Sandalen, würdevoll, stolz und gütig.

Hinter dem Vorhang warteten wieder zwei Soldaten, die mich hinunter begleiteten. Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich neben meinem kleinen Zelt einen großen, zirkusähnlichen Aufbau erblickte. Daneben briet ein ganzes Kalb am Spieß. In dem Riesenzelt stand ein europäisches Eisenbett mit einer herrlichen Matraze. Ich legte mich sofort hinein — Ras Alu ist ein Fürst, ein wirklicher Fürst.

Agent Mafy rettet die Bank von England.

Von Dr. Volkmar Fro. Wien.

Der 6. Dezember 1745 war ein Schreckensfreitag für London: Karl Eduard Stuart stand mit seinen schottischen Truppen schon in Derby, verkündete in einem Manifest die Wiederaufrichtung der Stuart-Herrschaft, Ungültigkeitserklärung aller unter dem Hannoveraner Georg I. aufgenommenen Staatsschulden und den Tod aller Gegner der Stuarts.

Diese Nachricht traf am späten Nachmittag in London ein und wirkte in der Bank von England wie eine Bombe. Die Lage der Bank war durch den Anmarsch des aufständischen Heeres ohnehin äußerst schwierig geworden, sie war dem zu erwartenden Run auf ihre Kassen nicht mehr gewachsen, man beriet also nun-

denlang, entschloß sich endlich, als letzten Versuch Gerüchte über die bevorstehende Landung von französischen Truppen verbreiten zu lassen und holte sofort den Agenten David Mafy.

David Mafy kam, hörte, schüttelte den Kopf. Er war die Ratte der Bank, die alle unterirdischen Kanäle kannte, durch die man wichtige Nachrichten um einige Stunden früher erhielt als die anderen Banken, er war das Faktotum für alle verschieden-genen Aufträge, aber er erklärte jetzt, daß selbst der dümmste Kaffler Londons auf diesen Schwindel mit dem französischen Heer nicht hereinsalle und machte einen neuen Vorschlag, der schließlich angenommen wurde.

Jetzt rannte David Mafy von acht Uhr abend bis vier Uhr morgen durch ganz London, schellte bei seinen Agenten und Spitzeln, verteilte seine Anweisungen. Um fünf Uhr standen seine dreihundert Leute in der nebligen Finsternis vor der Bank von England und verperrten der Menge der später kommenden Kaufleute und Bürger den Weg. Und jetzt begann jene Komödie, die Mafy ein schönes Stück Geld eintrug:

Seine Garde ließ sich Mann für Mann am Schalter an-zahlen, jeder erhielt einen Stoß kleiner Noten, die er vorsichtig nachzählte, jeder marschierte dann durch einen Seiteneingang in die Bank, lieferte dort sein Geld ab und stellte sich sofort wieder an!

Es wurde fast Mittag, bis die Leute David Mafys erledigt waren. Dann kamen die ersten wirklichen Abheber an die Bank, aber mit ihnen drängten sich auch schon wieder die ersten Leute Mafys vor und sorgten mit ihren Ellenbogen dafür, daß die Bank von England rasch wieder zu ihren Pfunden kam.

So rettete an diesem denkwürdigen Tag der kleine Agent Mafy die Bank von England vor dem Run ihrer Einleger!

Nach dem Regen.

Noch fallen Tropfen nieder.

Aus ihrem nassen Gefieder

Schütteln die Vögel die Funken.

Lind schmilzt auf allen Wegen

Die Erde dem Himmel entgegen.

Die Bäume sind satt getrunken.

Und Stimmen schwirren wieder im Hellen,

Es klingen und springen die Quellen

Vom Sprühen, das zu uns gesunken.

Richard Gerlach

Randglossen über das Reisen.

Von Wolfgang Federau.

Sehr viele Menschen reisen nur, um der langweiligen Gesellschaft, mit der sie sich daheim abgeben müssen, zu ent-fliehen. Und haben in der Fremde dann nichts Eiligeres zu tun, als Verbindung mit eben so langweiligen Menschen zu suchen.

Anderer wieder reisen, um Neues zu sehen. Aber sie sehen auch das Neue leider immer mit ihren alten Augen.

Man kann alle architektonischen und landschaftlichen Besonderheiten eines Landes gesehen haben, man kann alle berühmten Städte und nennenswerten Hotels kennen und doch über dieses Land gar nichts wissen.

Drei Monate in Indien oder in den Vereinigten Staaten genügen vielen vollauf, umhierüber ein dickes Buch zu schreiben, mit dem sie ihre vollkommene Unwissenheit beweisen.

Reisen wäre eine ideale Beschäftigung, wenn man dabei sich selbst zu Hause lassen könnte.

Der eigentliche Genuß an einer Reise beginnt in der Augenblick, da wir uns ihrer als etwas Vergangenes erinnern.

Nur wenige Menschen haben das Glück, daß ihnen eine Reise zu einem Abenteuer wird. Sie sind die wirklich Benedenswerten.

Viele Menschen reisen nur, um in der Fremde feststellen, daß daheim alles besser ist. Sie sollten lieber zu Hause bleiben.

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 16. August 1931.

Wo den Himmel Berge kränzen.

Urlaubs-Erlebnisse aus dem Zillertal von Fritz Ettler.

Beschäftigt und wichtig eilt das kleine Spielzeug, genannt „Zillertal-Bahn“ durch herrlich duftende Bergwälder. Es hat eine Seele, dieses kleine Mäschchen, ist sich seiner großen Aufgabe, schwebende Menschenherzen auf einige Tage dem Glück der unbekannten Freiheit zuzuführen, wohl bewußt.

Ob in den großen Luftraum der Welt die Herzen auch in hoher Erwartung schlagen, wie die unseren in der winzigen Zillertalbahn? Ob sich auch dort Hände in so fiebernder Ungeduld an den Griff des Reisegepäcks spannen, wie die Hände meiner Begleiter um den Griff des Eispickels?

Zu ganz kurzer Rast nur verweilen wir in Mayerhofen. Die Ausläufer mit den Steigeisen stehen im grellsten Gegenlicht der eleganten Toiletten der vornehmen Sommergäste, die neugierig, höflich, aber auch ein wenig neidisch betrachten. Auf ausgefahrener holpriger Straße geht unsere Wanderung tiefe, von hohen dunklen Tannen gesäumte Aue, durch die der Jambach rauscht, entlang nach Gmünd. Ab und zu überholt ein kleiner Stellwagen mit dampfenden Pferden, die geschäftig aufwärts wandern, schallt von fernher ein verlornes Lächeln. Hier ist das Ende der Nervosität. Über die Schwellen der Hochberge wagt sich die Geißel der Großstadt nicht, weicht zurück vor dem Engel Ruhe, der die Pforte dieses Paradieses hütet.

Meine Begleiter sind schweigend. Aber der Bach! Er singt und erzählt fortwährend. Bächlein sind alle große Plauer. Ihr kristallklares Seelchen hat nichts zu verbergen, nicht einmal die schlängelnde Föhre, die pfeilschnell von Stein zu Stein hüpfet.

Er erzählt von riesigen schimmernden Eismassen, grauen, mächtigen Tinnen, von den gewaltigen Wundern, die uns erwarten, von seiner reinen Folgen Mutter — dem Gletscher — deren Kind er ist.

Schräg fallen die Sonnenstrahlen über nidende Köpfe in Bergblumen, als wir Gmünd erreichen. Den tiefen heiligen Stille unterbricht nur das weiche Kluckern der Wellen der kleinen Kirche des Ortes und die harmonischen Melodien der Stimmen des Bergviehs.

Leichter Morgennebel liebkost zärtlich die Kronen der ehrwürdigen Tannentriebe, als wir lange vor Tagesgrauen aufbrechen, dem ewigen Eis, der wilderlästeten Gletscherwelt entgegen.

Tiefste Einsamkeit ist unsere Begleiterin durch den Föhrenwald mit seinem marmelnden Wähelein. Immer mehr entsetzt nun die Vegetation, immer kälter und schärfer wird der Wind, die folgen Haupt der Dreitausender grüßen. — Eine einzige, große, fröhliche Familie ist die Touristen-Gesellschaft auf der Greizer Hütte. Sie verstehen sich, wenn auch nicht auf den andern, denn sie alle verbindet eine große, heiße Liebe, der sie rettungslos verfallen sind, eine Liebe, die auch in höchster Not und Gefahr zusammenschmiegt, die sie zu den Bergen, zur Mutter Natur.

Kurz ist der Weg von der Hütte über glatte Steinplatten zum wilderlästeten Eisbrüch des Föhrenwaldes führt. Helle Scher und das frohe „Heil“ unserer Kameraden, die andere Tannen wandern, begleiten uns noch einige Zeit, dann sind wir allein.

Die Steigeisen werden angeschallt, das Seil geknüpft. Hastet einer für das Leben des andern. — Mühsam, in tiefstem Schweigen, geht der Weg zur Höhe. Der Föhrenwald in eigenartlichem totem Grau schimmern die phantastischen Gebilde des Gletscherbruchs, schneidend bläst der Wind. — Die Hütte der Steigeisen stellen sich in das gestörte Element, als ob hier gewaltige Wellen des Meeres, vom Sturm zertrümmert, mitten im tosenden Kampf zu Eis verwandelt wurden.

Über uns ist plötzlich ein Leuchten. Schräg fallen riesige Massen von unendlichem Ausmaß in die Eiswüste des Gletscherbruchs. Sind wir denn wirklich noch zwischen Felsen, gefrorenen Bässen? Dort oben sitzt doch ein Hahn! — Wie groß hat dieses Tier. In allen erdenklichen Farben schillert sein Gefieder aus feinstem leuchtendem Kristall gefertigt. Den Schnabel geöffnet. Sind wir taub, daß wir seinen Schrei nicht hören, oder hat die um uns so plötzlich erwachte Welt keine Stimme? Viele riesigen Blumen!

Wie waren sie doch noch gar nicht da. Nun schimmern sie in reinstem Hellblau von glitzernden Lautropfen umgeben. Der Eispickel hackt in die glatte Wand vor uns. Ein Regen feinstarter Edelsteine begleitet jeden Hieb. Wir schreiten durch eine schimmernde hellblaue Märchenwelt, hervorgezaubert durch die Wunderkraft zuckender Flammen, unter deren Licht das tote Land zu geheimnisvollstem Leben erwacht.

Immer höher steigt die Sonne, immer reiner wird das Hellblau des Himmels. Die Augen fangen an zu schmerzen, man greift zu den Schneestöcken.

Unabsehbar sind glatte Eisflächen, vereinzelte, in dem Eis schwebende kleine Felsstrümmen und der das reine Hellblau des Himmels trübende Steinerschlagstaub mahnen an die Gefahren des Weges, den wir schreiten. Aufpassen jetzt! — Der Föhrenwald ist es gleichmäßig, sein Leben ist ja ständig in Gefahr. Schwarze Abgründe gähnender Spalten öffnen ihre gierigen Arme, über schmale Bänder und unsichere Schneestümpfen führen wir mühsam zu den Höhen des Toppagatschels. Nun das letzte Stück überwunden. Aus dem Jambach einer mächtigen, wie sie wundervoller nicht gedacht werden kann, taucht vor uns, einem kleinen Vogelneßchen gleich, die Schwarzhütte. Der Gletscher ist unter dem warmen Fuß der Wanderer aus seiner Erstarrung erwacht. Hunderte kleiner geschäftig durchwühlend das weich gewordene Eis, wir atmen nun endlich die frische Luft verlassen und die Steigeisen können.

Von der Hütte winken ein paar Touristen und ein herzliches „Heil“ ertönt uns beim Eintritt in das Schutthaus entgegen. Wir können uns nicht trennen von der Schönheit dieser Hütte und beschließen, den Rest des Tages auf der Hütte zu verbringen. So kommen die Sonnenstrahlen, aber eiskalt ist

der Wind, der das kleine Schutthaus umkreist. Die winzig ist dieses Häuschen inmitten der Alpenwelt. Es bietet sehr wenig an Bequemlichkeit und wird doch zum Palast für den unerdrossenen Wanderer, der seinen mühevollen Weg schließlich belohnt sieht.

Uns gegenüber grüßen die Dolomiten, breit und mächtig der Monte Cristallo, majestätisch das kumpfe Grau der drei Zinnen. Groß ist der Kontrast zwischen den toten Farben dieser wilden Felsen und den leuchtenden Gletscherwundern der greifbar nahen Wodner- und Benedigergruppe.

Die herrlichsten Lichter zeigt kurze Zeit später ein in den Dolomiten tobendes Gewitter. Wie es dort drüben stürmt, wie zuckende Blitze riesenhafte Felswände gespenstisch beleuchten! — In nicht zu beschreibender Schönheit zieht sich nach dem wilden Aufbruch der Elemente ein Regenbogen bis zu den unendlich tief unter uns liegenden grünen Ratten der Täler. —

Unser Wirt hat kein Interesse für das grandiose Naturschauspiel. Er beobachtet schon seit längerer Zeit durch den Felsfächer scharf den weit unter uns liegenden Föhren.

„Da unten kommt jetzt einer ganz allein“ murmelt er dann für sich. „Er hat kein Steigeisen und rennt direkt auf die große Kluft zu, wenn ich ihn nicht noch erweise, ist er verloren.“ Grell durchschneidet der schrille Ton der Ratspeisen die Luft. Vergeblich, der einsame Mann hört nicht, die Entfernung ist zu groß. — Schweigend greift der erste Sohn der Berge nach Seil und Steigeisen. — Wir stehen in atemloser Spannung, verfolgen durch die Gänge angewandten Weg, den der verwegene Kletter in Todesverachtung nimmt und heiße Freude durchdringt uns, als er noch rechtzeitig den Einsamen erreicht, ihm warnend seine Hilfe und Steigeisen anbietet.

Doch unsere Freude verwandelt sich in wilden hofflosen Jörn. Wir sehen, daß der Mann hochmütig die Hilfe des braven Titlers, der für ihn sein Leben gewagt, ablehnt. —

„Hat noch einer in heißem Jörn die Faust geballt, einer, ohne dessen Wille kein Ziegel vom Dache fällt?“

Ein großes Stillsitzen die beiden schon wieder voneinander entfernt. Da tönt plötzlich von den Höhen des Schwarzensteins wildes Gebrüll. Es ist wie ein Stöhnen, ein graufiger Laut, der das Blut in den Adern stocken macht. Wir sehen schauernd, daß sich von den Gipfeln des Berges ein riesiger Felsblock

löst und wie von unsichtbarer Hand geschleubert in die Tiefe rast, haarsträubend Richtung auf den Touristen zuhaltend.

Wie lange Sekunden sein können! — — — Keine vierzig Zentimeter von dem Mann entfernt verschwindet das Ungeheuer fauchend in einer tiefen gähnenden Spalte. —

Ein am ganzen Körper bebender Mensch, dem der Tod höhnisch grinsend keine tödliche Frage und die ganze Wingekeit unseres Erdenbaiseins gezeigt, läßt sich von dem neuerdings trotz der Gefahren dieser Stelle hinzueilenden Helfer die Steigeisen anschnallen.

Eine Stunde später treffen die beiden wohlbehalten auf der Hütte ein. — In dem Gesicht des Fremden ist nicht ein Atom von Farbe, wohl aber eine tiefe, schwere Scham.

Blauernd verbringen wir den Abend. An unserem Tisch sitzt ein schweigender Mann, der sich, trotzdem wir uns bemühen, die sonst so fröhliche Stimmung aufzubringen, wenig an der Unterhaltung beteiligt.

Ich sehe immer wieder in das schmale bleiche Gesicht des Fremden und ein wildes Grauen überkommt mich, wenn ich daran denke, daß dieser Mann nun zu unförmlichem Brei zerfällt im nassen eisigen Grab liegen könnte.

Träumend genießen wir in der Morgenfrühe des nächsten Tages die wundervolle Fernsicht des Schwarzensteingipfels, lassen die Blide über wuchtige Kämme, unzählige majestätische Gipfel und grüne Täler schweifen. —

Einige Stunden in Eis und Schnee und wir verlassen das weiße Land, das uns so viel Schönheit, so unvergessliche Stunden und eine so tiefe ernste Lehre gegeben.

Noch eine letzte Rast auf der Berliner Hütte, dann wandern wir abwärts gegen Mayerhofen. — Der Jambach ist auch jetzt wieder unser Begleiter.

Aber er ist sehr ernst geworden, der kleine Bach. Er hält uns eindringlich vor Augen, wie klein, wie winzig und vernehmbar doch unser armseliges Leben ist, um wie vieles schöner es sein könnte, wenn die Geißeln Hochmut und Unbarm nicht so grausam verwunden würden. Und dann sehe ich in dem ausstrahlenden Licht des Wassers unzählige kleine gleichgeformte, stahlharte Dinger, auf die ein riesiger Block fällt, unter dessen Gewicht sie zu weichen, haltlosem Staub werden. —

Ich weiß, was mir mit diesem Bild der kleine fluge Bach zeigen will. — Ich denke an die vielen harten, grausamen und unbarmherzigen Menschenherzen, die oft so unbarmherzig und grundlos verwunden und die alle die gleiche Lehre nötig hätten, wie sie der hochmütige Tourist unter dem Stein Schlag des Schwarzensteins erhielt. —

Die Welt der Frau.

Der Tageslauf des Kindes.

Ideal und Wirklichkeit.

Wenn heute, trotz fortschreitender Hygiene und der Erkenntnisse einer rationellen Pflege und körperlichen Erziehung des Kindes immer noch Tausende und Abertausende von ihnen frühzeitig einer bösen Krankheit zum Opfer fallen, und nur gar zu oft überzart und kümmerlich aufwachsen, Pflänzchen gleich, denen es an Licht und Sonne und all den anderen lebenswichtigen Elementen fehlt, so liegt das ganz gewiß in hohem Maße an den traurigen sozialen Bedingungen, in denen die große Mehrzahl unserer Volksgenossen lebt, an der Ungunst der städtischen Lebensverhältnisse, an der Wohnungsnot und wie alle diese Faktoren noch heißen mögen. Aber es darf nicht übersehen werden, daß ein gut Teil der Schuld auch die Eltern selbst tragen, daß sie zum Teil die Bedingungen für eine gesunde heilsame Entwicklung des Kindes wohl besser gestalten könnten, es aber aus Unwissenheit oder Nachlässigkeit nicht tun. Sieht man sich einmal den Tageslauf der Kinder an und vergleicht ihn damit, wie er eigentlich vernünftiger Weise sein müßte, dann wird man entsetzt sein, wie sehr hier in vielen Fällen gesündigt wird.

Schon beim ganz kleinen Kinde fängt es an. Hier muß die oberste Forderung heißen, daß man das Kind möglichst viel schlafen läßt. Beim Säugling hat, abgesehen von den Mahlzeiten, die er einnimmt, der Tageslauf fast ausschließlich im Schlafen zu bestehen. Stattdessen kann man oft beobachten, wie gerade Mütter, die besonders stark in ihr „Goldlächeln“ vernarrt sind, diese unter den mannigfaltigsten Anlässen in dieser ihm gemächlichen Betätigung fähren. Jedesmal wenn Besuch kommt, muß ihm das Jüngste gezeigt werden, und da man gar so stolz darauf ist, wie lieblich es schon lächeln kann, wird es aus seinem Schlaf gerissen, damit es den Beweis seines lebenswichtigen Charakters und seiner so staunenswerten rasch fortschreitenden Entwicklung dem Besucher produziert. — Man sollte sich dann aber wirklich nicht wundern, wenn in den meisten Fällen der Säugling dann statt mit einem Lächeln mit einem ärgerlichen Schreien reagiert; und auch darüber sollte man nicht weiter erstaunt sein, wenn ein solches Kind unruhig schläft und frühzeitig nervös wird. Dasselbe verhängnisvolle Wirkung hat es auch, wenn man sich zu viel mit dem Kinde beschäftigt und es allerhand Kunststücke aufführen läßt. Sie bedeuten für das kleine Gehirn eine kolossale Leistung und Überanstrengung. Man sollte das kleine Kind vielmehr der natürlichen Entwicklung überlassen und warten, bis die geistigen Fähigkeiten von selbst erwachen.

Aber auch die Kinder, die dem Säuglingsalter entwachsen sind, soll man noch viel schlafen lassen. Wenn sie dann geistig reger werden, wird man vielleicht öfters auf Widerstand bei ihnen stoßen, wenn man sie zum Zubettgehen auffordert, wo sie doch gerade mitten in dem schönsten Spiel waren. — Aber in dieser Beziehung heißt es unbedingt sein. Natürlich wäre es auch verkehrt, sie mit Gewalt von ihren Spielsachen fortzujagen, wodurch dann eine heulende heraufbeschwört wird, das Kind in Aufregung gerät und lange nicht einschlafen kann. Auch dem Kinde gegenüber

heißt es Diplomaten sein. Durch Ablenkungsmanöver, die überhaupt bei der Erziehung des kleineren Kindes eine wichtige Rolle zu spielen haben, wird man das Kind leicht von seiner Beschäftigung abbringen können und es veranlassen, willig ins Bett zu gehen. Meist meldet sich ja beim Kinde schon von selber zur gewohnten Schlafenszeit die Müdigkeit. Nur wenn unvernünftige Eltern dem Kinde gestatten, über die für es angebrachte Zeit aufzubleiben, wird dieses verdrießlich, weh nicht mehr recht, was es mit sich anfangen soll und fängt beim geringsten Anlaß zu weinen an: das Kind ist eben übermüdet und dadurch gereizt.

Im übrigen regelt sich die Tageseinteilung des Kindes bis zu etwa seinem sechsten Lebensjahre noch von selber: das Spiel ist noch sein ausschließliches Lebenselement und es wird durch keine von außen an es herangebrachten Verpflichtungen davon abgelenkt. Nur darauf sollten die Eltern einzuwirken versuchen, daß das Kind jeden Tag, auch im Winter, besonders aber in der Zeit vor uns stehenden günstigeren Jahreszeit, mehrere Stunden im Freien verbringt. In der Großstadt ergeben sich dabei zwar insofern Schwierigkeiten, als man die kleinen Kinder nicht gut allein auf die Straße gehen lassen kann. Aber viele Mütter könnten, wenn sie nur ernstlich wollten, sicher viel öfter als dies im allgemeinen geschieht, Zeit finden um mit ihren Kleinen nach einem der Spielplätze zu gehen oder auch weiter ins Freie hinauszufahren. Man kann sich auch so helfen, daß sich mehrere, möglichst nahe beieinander wohnende Mütter zu einer Art „Arbeitsgemeinschaft“ zusammenschließen und immer abwechselnd ihre und einige fremde Kinder zur Beaufsichtigung übernehmen. Schließlich besteht ja auch die Möglichkeit, die Kinder in einen Kindergarten abzugeben. Man kann hier versichert sein, daß das Kind gut aufgehoben ist, außerdem hat das Zusammensein mit Altersgenossen viele Vorteile, besonders wenn es sich um „einzige“ Kinder handelt.

Mit dem Eintritt in die Schule kommt der erste Ernst des Lebens an das Kind heran. Man sollte aber nicht vergessen, daß das Kind zunächst trotzdem noch Kind bleibt und noch zu seinem Rechte kommen muß; daß auch der zarte Organismus nur im beschränkten Umfang Anstrengungen gemachen ist, und daß darum die Arbeit, die es nun zu leisten hat, durch besonders vernünftige Einteilung der übrigen bleibenden freien Zeit weitgemacht werden muß. Zunächst morgens muß man dafür sorgen, daß das Kind so früh aufsteht, daß es, ohne sich abzuheizen, rechtzeitig in die Schule kommen kann und vorher auch noch Zeit bleibt, ein richtiges Frühstück einzunehmen. Kommt dann das Kind nach Hause, dann lasse man ihm ein paar Minuten Zeit und gebe ihm dann ein richtiges warmes Mittagessen. Wenn die älteren Familienmitglieder ihre Hauptmahlzeit erst am Abend einnehmen, dann muß das Kind eben allein essen. Die 6., 7. und 8-jährigen sollen dann erst einmal schlafen, die älteren lasse man sich ein Stündchen beim Spielen ausruhen. Nach dieser Erholungspause lasse man aber dafür, daß die Schularbeiten erledigt werden. Diese dürfen in diesem Alter nicht viel Zeit beanspruchen, damit die Kinder sich noch mehrere Stunden beim Spielen tummeln können, ehe sie

(früh) zu Bett gehen. Den Kindern zu gestatten, lange aufzubleiben, weil Besuch da ist oder indem man sie gar mit ins Wirtshaus, ins Theater oder Kino mit nimmt, ist ein großes Unrecht, das man ihnen antut. Der Mangel an Schlaf wird sich bald bitter rächen. Früh vermögen dann die Kinder nicht aus den Betten zu finden und ihre Leistungen in der Schule lassen nach. Es ist auch nicht gut, allzufrüh ein Übermaß an Eindrücken von außen an die Kinder heranzubringen. In der Großstadt besteht ohnehin schon diese Gefahr, die man nicht noch künstlich unterstützen soll, will man nicht überempfindliche, neurotische, ja vielleicht auch blasierte Kinder großziehen.

Kritisch gestalten sich die Verhältnisse, wenn der heranreifende Jugendliche sich immer mehr dem Einfluß der Erzieher entzieht. In dieser Zeit noch allzu große Strenge walten zu lassen, könnte gar zu leicht zur Folge haben, daß der junge Mensch dann gerade über die Stränge schlägt, wenn die äußeren Hemmungen wegfallen. Hier den richtigen Mittelweg zwischen der weißen Beeinflussung und dem Gewährlaffen zu finden, wird in jedem Einzelfalle eine Frage des Tastes sein. Wichtig ist vor allem, daß in den vorangegangenen Jahren die Grundlagen gelegt worden sind, daß der junge Mensch nun aus eigenem Antrieb seine freie Zeit so gestalten wird, wie es seiner gesundheitlichen, geistigen und sittlichen Entwicklung gemäß ist.

Opdia Borngat.

Modisches für die Sportlerin.

Im allgemeinen nimmt die Sportlerin wenig Rücksicht auf gesellschaftliche Anforderungen. Die Art des von ihr betriebenen Sports sieht man ja aus ihrer „Kluft“, und diese Feststellung entschuldigt sie und befreit sie von modischen Finessen, die ihr in Gesellschaft ihrer Sportkameraden meist „schnuppe“ sind. Anders ist es aber, wenn die Sportlerin mit dem Auto, mit einem Boot, mit dem Motorrad, mit dem Fahrrad oder auch nur mit dem Rucksack auf dem Rücken ein wenig isoliert ihre Fahrten verbringt (Winter-



Jackett aus einfarbigem Wollstoff

Überziehbluse in Boleroform mit dem Rücken angeknüpften Gürtel aus dunkler Seide.

Rockhose aus Korkstoff.

Tasche aus Baumwollstoff mit Reißverschluß und äußerem Knopf für Kleinigkeiten.

(Sport eingeschlossen) und darum gezwungen ist, in Gaststätten zu übernachten und auch einen Ruhetag einzulegen. Sie müßte keine echte Frau sein, wenn sie es dann nicht vorzöge, es den anderen an kleinen modischen Besonderheiten gleichzutun.

Da ein Minimum an Gepäck für die Sportlerin erßbenswert bleibt, wird es für sie darauf ankommen, nur für Ergänzungs-Kleidung zu sorgen. Darum ist die Überziehbluse, besser Jackett genannt, für sie eine vorteilhafte Neuerung. Je nach der Jahreszeit fertigt man sie aus feinfädigem Krepp, aus Seide oder aus farbigem oder farlosem Wollflanell. Sie ist scharf tailliert, hat ein kleines, nach der Figur gearbeitetes Schößchen, dessen Vorderteile spitzwinklig auseinanderstreben und zum Schluß mit Knopflöchern und Knöpfen versehen sind, einen ziemlich tiefen Ausschnitt und sehr breite und schwungvoll geschnittene Ärmel. Den Ausschnitt dieses Jacketts wird man natürlich am besten nach dem Ausschnitt der eventuell darunter getragenen Bluse oder des darunter getragenen Sweaters richten, damit beides einheitlich aussieht. Gleichzeitig wird die Länge der Ärmel durch die der Unterbluse bestimmt, wenngleich die Mode kurze Ärmel vorschlägt. Solch Jackett sieht zum Wanderrad ebenso gut aus wie zum einfachen Kleid, über das wohl jede Sportlerin verfügt. Ein großer Jackettausschnitt läßt sich übrigens auch durch ein mit Handarbeit oder Spitzen verziertes vierfaches Tüchlein mildern, das man der Unterbluse aufsteckt, und das im Bedarfsfalle durch ein hübsches Taschentuch ersetzt werden kann.

Eine andere Form der Überbluse ist eine farbige Boleroweste mit kurzen Ärmeln, so einfach wie möglich gehalten und mit einem, dem Rücken angeknüpften Gürtel versehen, der die vorn offenen Ränder in Taillenhöhe zusammenhält. Diese Weste kann man aus den neuen Zweidrahtwollen schnell selbst häkeln oder stricken, wenn man keinen Wollstoff dazu verwenden will.

Probieren sie es einmal aus, wie praktisch bei jedem Sport und wie unauffällig in Ruhepausen eine Rockhose ist, deren Länge sich nach der Zweckbestimmung richtet. Sie ist durch eingeklebte, scharf gebügelte Falten so weit, daß sie wie ein Haltenrock aussehen muß. Eine Hüfttasche sorgt für knappen Sitz, auch ohne Gürtel. Am besten arbeitet man sie aus einem wenig druckbaren Korkstoff.

Außerdem wird jede Sportlerin für eine genügende Anzahl von praktisch geformten Taschen sorgen, in denen sie die Kleinigkeiten, nach Arten geordnet schnell verpacken und wiederfinden kann. Am besten werden diese Taschen aus imprägnierten, freundlich geklärten Baumwollstoffen gearbeitet und mit innerem Reißverschluß und einer äußeren Klappe versehen.

Die Mode in Afrika.

Die Afrikanerinnen, ganz besonders die Frauen in den französischen Kolonien Nordafrikas, unterwerfen sich immer mehr dem Pariser Modekommando.

Außerhalb der Kolonien hat sich dieser Einfluß nicht so recht durchsetzen können. Die mohammedanischen Frauen haben noch einen weiten Weg zurückzulegen, bis sie ihre voringenommenheit europäischer Kleidung gegenüber überwunden haben. Mittlerweile hüllen sie sich vom Kopf bis zu Füßen in weiße Leinentücher. Unter dem Schuß dieser Umschlagerlaken bereitet sich aber bereits eine Revolution vor.

Die Seide ist bereits bis in den Harem eingedrungen. Reiche Araberinnen in Marokko pflegen sich schon nach dem Geschmack ihrer europäischen Schwestern zu kleiden, soweit es sich um Unterwäsche handelt. Noch mehr, die afrikanische Frau gibt sich nicht zufrieden mit seidenen Strümpfen, die nur eben über die Knie reichen, sondern sie wollen die größtmögliche Länge.

Im Hause trägt man Pantoffeln mit lebhaften Farben oder Lederandalen, die mit Schnüren kunstvoll geschmückt sind. Auf der Straße hingegen sieht man moderne Schuhe, hohe Absätze vor allen Dingen, ganz wie in Paris oder Madrid.

Das Straßenkleid, ein seidenes Tuch, knallrot, himmelblau oder seegrün, dazu die weiten Beinlender, ebenfalls aus Seide, geben dem Stadtbild sein eigenartiges Gepräge. Der Schnitt der „Kleider“ erinnert manchmal an gefärbte Mählsäcke.

Der Afrikaner weiß sich sehr wohl auf die „innere Revolution“ seiner besseren Hälfte einzustellen und erfüllt widerstandslos die Modewünsche. Reiche Araber laufen die Röcke ihrer Frauen in den Pariser Kaufhäusern. Wenn nach außen hin auch wenig vom Wandel der Mode zu merken ist, so hat im Harem schon längst die europäische Mode die Vorherrschaft angetreten.

Die Pfarrgehilfin.

Wie oft hat man in letzter Zeit die Klage gehört, daß der älteren Frau jeder Beruf, der ihr bis zum Lebensende ein Auskommen bietet, verschlossen sei. Man muß es daher mit größter Freude begrüßen, daß sich nunmehr eine Möglichkeit eröffnet hat, Frauen, die ihr vierzigstes Lebensjahr noch nicht erreicht haben, in Stellungen zu bringen, die einen Menschen mit liebevollem Herzen zufriedenstellen.

Es handelt sich hier um die Pfarrgehilfin. Die Berliner Stadtsynode hat mit diesem Beruf den Anfang gemacht. Aus dem Gedanken heraus, daß der Geistliche heutzutage die Arbeit in seiner Gemeinde allein nicht mehr zu leisten imstande ist, ist dieser Beruf entstanden. Die Pfarrgehilfin soll dem Geistlichen in seiner vielseitigen Arbeit zur Seite stehen, soll sich der Jugendpflege annehmen, Kranke und Hilfesuchende aufsuchen, alles mit Rat und Tat zur Seite stehen, den Pfarrer nach vielen Seiten hin vertreten.

Die Ausbildung, die sechs Monate dauert und nur ganz geringe Kosten verursacht, findet im Paul-Gerhardt-Stift, Berlin, Müllerstraße 56/58, statt. Es wird Wert auf höhere Schulbildung gelegt, doch können auch Mittelschülerinnen

diesen schönen Beruf ergreifen. Es werden nur Annahmestellen aufgenommen, die das 25. Lebensjahr zurückgelegt und das 40. Jahr nicht überschritten haben. Die Annahmestellen haben für diese Ausbildung nichts zu zahlen, nehmen im Stift gemeinsam an allen Unterrichtstagen Mittagessen ein, das ebenfalls kostenlos verabfolgt wird. Für Wohnung und den anderen Lebensunterhalt müssen freilich die Schülerinnen selbst sorgen, doch erhalten Bedürftige auf einen Antrag hin kleine Zuschüsse. Derartige Gesuche sind an den geschäftsführenden Ausschuss der Stadtsynode zu richten.

Die Aussteuer für die Pfarrgehilfin ist billig und leicht zu beschaffen. Sie muß zwei Waschkleider und drei graue Schürzen mitbringen.

Bei der Bewerbung um Zulassung zum Unterricht sind verschiedene Schriftstücke einzureichen. Zunächst ist es notwendig, daß man vom Paul-Gerhardt-Stift ein Formular für das ärztliche Attest einfordert, das dann der amtierende Arzt auszufüllen hat. Frauen, die an einer chronischen Krankheit leiden, die ein Herzleiden haben oder nervenleidend sind, werden natürlich nicht zugelassen. Außer einem Bewerbungsschreiben und dem ärztlichen Zeugnis sind noch beizubringen: der Taufschein, ein beglaubigter Lebenslauf, der Angaben über das Geburtsdatum, den Geburtsort, die Familie, die Schulbildung, die bisherige Beschäftigung enthält, ferner ein Zeugnis des Pfarramtes oder der Gemeindeführer, aus dem die Eignung für diesen Beruf hervorgeht, und eine Angabe, aus welchen Gründen die Meldung erfolgt.

Nach vollendeter Ausbildung sorgt das Stift für die Möglichkeit dafür, daß die Schülerinnen möglichst weit von ihrer Gemeinde, aus der sie stammen, zugewiesen werden. Die Schülerinnen müssen einen Verpflichtungsschein unterschreiben, daß sie zwei Jahre lang der Gemeinde dienen wollen. Sie dürfen aus ihrer Stellung nicht ohne Zustimmung ihres Gemeinde-Richterrats entfernt werden.

Die Pfarrgehilfin erhält entweder freie Wohnung, freie Beförderung, Heizung und Beleuchtung oder aber bekommt dafür, wenn man ihr das nicht verschaffen kann, eine Entschädigung. Dazu kommt in beiden Fällen das Gehalt, das vom Paul-Gerhardt-Stift gezahlt wird. Man teilt die Pfarrgehilfin in die Gruppe 5, Stufe 1 der Beamten ein, die Abzüge für Versicherung regelt das Ruttterhaus des Paul-Gerhardt-Stifts.

Hoffentlich folgen recht viele Städte dem Berliner Beispiel. Welch ein Segen kann von dieser Einrichtung ausgehen, wieviel kann die Pfarrgehilfin leisten, wenn sie die notwendige Eignung zu diesem Beruf mitbringt. Doch die Altersgrenze derart weit gezogen hat, gibt Gewähr, daß die reiferen Frauen das notwendige Verständnis haben und sich in allen Tiefen, die sich vor ihnen öffnen, zurechtfinden und den klaren Blick behalten. Die Pfarrgehilfin ist befähigt, die Spreu vom Weizen zu scheiden, wird aber auch das rechte Wort finden, um da zu helfen, wo wirklich zu helfen ist. Und so wäre zu wünschen, daß recht viele Frauen, die die Dreißig hinter sich haben, diesen neuen Beruf ergreifen und dadurch dem gesamten deutschen Volk zur Wiedergewinnung verhelfen.

Magda Tiedt

Der Jugendfreund

Telegraphie ohne Draht bei den wilden Völkern

Wir sind sehr stolz auf die Errungenschaften unserer Technik, aber die wenigsten werden wissen, daß wilde Völker, lange ehe sie mit den ersten Weichen in Berührung kamen, sich schon eine Art der Signalübertragung geschaffen hatten, die wir einfach nicht nachmachen können. Allerdings handelt es sich nicht um Übertragung von elektrischen Wellen und Zeichen, sondern um Töne und sichtbare Merkmale.

Negerstämme in Afrika, ja sogar Indianer am Amazonasstrom, also Leute, die völlig ohne Kultur leben und sich gewohnheitsgemäß noch heute zum Schneiden scharfer Steinplättchen statt eines Messers bedienen, bringen es fertig zu telegraphieren. Jedes Dorf hat seine Trommel, eigentlich nur einen ausgehöhlten Baumstamm, dessen Wandstärke an verschiedenen Stellen verschieden ist. Je nachdem ob man hier oder dort am Stamme klopf, gibt es hellere oder dunklere Töne, die weithin schallen. Eine ganze Tonleiter kann ein geübter Trommelspieler auf einem solchen Stamme herunterklopfen. Aber auch richtige Kesselpauken finden sich oft. Genau so wie bei uns die Telegraphisten durch Striche und Punkte sich ein Alphabet zusammengesetzt haben, das man nach seinem Erfinder das „Morse-Alphabet“ nennt, so bedeuten auch bei den Naturvölkern bestimmte Tonfolgen Worte, ja ganze Sätze.



Jedes Dorf hat seine Trommel, mit denen die Neger kilometerweit Signale geben können.

Um irgendeine Nachricht zu übermitteln, so hämmert der Telegraphist mit einem Stöckchen auf den klingenden Stamm los. Die nächste Ansiedlung nimmt die Nachricht auf und gibt sie weiter. Durch ein geschickt angeordnetes System von Stationen, die oft kilometerweit auseinanderliegen, kann jede Nachricht mit einer Geschwindigkeit über das ganze Land verbreitet werden, die der unlerer telegraphischen Übermittlung kaum nachsteht.

In Asien, besonders an der Ostküste, hat man einen anderen Weg gewählt.

Man entzündet ein Feuer, dessen Rauch bei der richtigen Lagen Luft hoch aufsteigt und weithin zu sehen ist. Je nachdem man trockenes oder nasses und grünes Holz aufwirft, hat man es in der Hand, ob dicker, klarer oder leichter und bläulicher Rauch aufsteigen soll. Ob man versteht es kundige, durch geschicktes Bedecken mit Rauch oder Räuteln die Rauchsäule zu unterbrechen, Licht zu steuern zu lassen oder sonstige zu verändern. Jedes bestimmte Zeichen aber hat seine genau verabredete Bedeutung. Man kann mit Rauch auf viele Kilometer hin eine Nachricht senden, als wenn man es ihm mit dem Fernsprecher gesagt oder auf eine Postkarte geschrieben hätte. Dazu kommt noch der Umstand, daß nur der Empfänger die Bedeutung der Zeichen versteht, sie einem Dritten nichts verraten, auch wenn er sie noch so genau beobachtet kann.

Die Naturvölker haben in der Tat mancherlei Mittel zur Verfügung, die uns Europäern verfallen sind. Sie brauchen zur Übertragung unserer Telegramme viel Mittel und Maschinen.

Von den alten Griechen wissen wir, sie hatten vor Jahrtausenden ein System ausgearbeitet, um Feuerbrände, die geschwungen, emporgehoben und gesenkt wurden, sich weithin Nachrichten zu geben. Diese griechische Telegraphie war nur des Nachts anwendbar, da man am Tage die Flammen nicht weit sehen konnte.



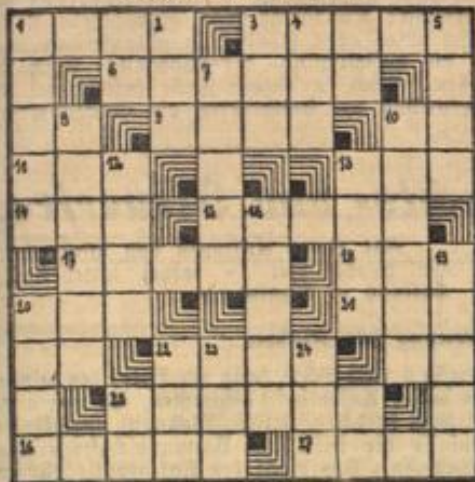
Die Oksianen zünden Feuer an und weichen den Rauch als Signalzeichen bald hierhin, bald dorthin.



Rätsel und Spiele.



Kreuzwort-Rätsel.



Waagerecht: 1. Schiffsteil, 3. Staatsmann im neuen
Rußland, 6. Stadt in Südbavien, 9. Fisch, 11. türkischer Titel,
12. Stadt in Bayern, 14. „Freund“ (französisch), 15. männlicher
Borname, 17. Gewicht, 18. Nebenfluß der Donau, 20. Getränk
der Germanen, 21. Monat, 22. Stille, 25. See in Rußland,
26. Fangleine, 27. weiblicher Vorname.
Senkrecht: 1. Berühmte Sängerin, 2. chinesisches Reliquien-
stück, 3. Ansehen, 4. nordische Göttin, 5. Erwerb von Baren,
7. Farbe, 8. Gotteshaus, 10. moderner ungarischer Bühnen-
schüler, 12. tödlich wirkende Stoffe, 13. Beiß, 16. Staat in
Nordamerika, 19. Stadt in Südbavien, 20. tierischer Körper-
teil, 22. abessinischer Pringentitel, 23. männlicher Vorname,
24. lateinisches Adjektiv.

Bilder-Rätsel.



Ortsveränderung.

Ein russischer Strom ist ein spanischer Grande;
Sag dran eine Wiese aus deutschem Lande.
Willst du das Ganze beschaulich nun sehn,
Rufst du nach Bayern und Oesterreich gehn.

Geographisches Silben-Rätsel.

a — ar — hal — bei — cho — dan
— dau — do — en — en — ex —
ga — gen — ger — har — i — ju
— le — lieh — lohn — net — ni
— ni — ra — ra — recht — rut —
se — sen — ser — stein — su — ten
— ti — ti — to — tron — tsin —
tu — us — ut — ze — zos.

Aus obigen Silben sind 16 geographische
Namen zu bilden, deren erste und dritte
Buchstaben, beide von oben nach unten
gelesen, ein Wort von Wieland ergeben.
(jedes ein Buchstabe.)

Die Wörter bedeuten:

1. Nebenfluß der Warthe, 2. Industrie-
stadt, 3. Stadt in der Tschechoslowakei,
4. Stadt in Spanien, 5. Stadt u. Kanal
in Ägypten, 6. Fjord in Norwegen,
7. südamerik. Staat, 8. europäischer Klein-
staat, 9. Küstenstadt in Syrien, 10. Stadt
in Brandenburg, 11. Badeort im ehem.
österr. Schlessen, 12. chinesisches Provinz,
13. Stadt in Holland, 14. nordamerik.
Strom, 15. Schweizer Gebirgszug, 16.
Hafenstadt in Portugal.

Ergänzungs-Aufgabe.



— Stadt auf Sizilien,
— anderer Name f. Marine,
— alte preussische Münze,
— Staatenbund,
— Hafenmole,
— Anrichte,
— Tragödie v. Shakespeare.

Die fehlenden Buchstaben sind sinngemäß zu ergänzen,
so daß in den waagerechten Reihen Wörter von gegebener
Bedeutung entstehen.

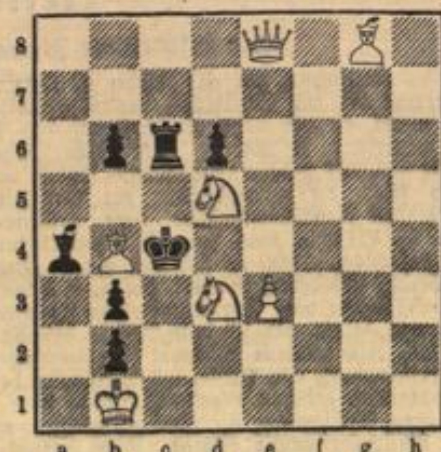
Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Rätsel: Waagerecht: 1. Jünger, 5. Chili,
10. Kar, 11. Ehe, 13. Roline, 16. Profat, 18. Ake, 19. Asien,
20. Tau, 21. Herr, 23. Post, 24. Rana, 25. Narr, 27. Opal,
29. Ding, 32. Lore, 34. Zeit, 36. Aha, 37. heil, 39. Jil, 40.
Konrad, 42. Stigma, 44. Gin, 45. Ake, 46. Reife, 47. Abart.
Senkrecht: 2. Majern, 3. Kai, 4. Erna, 6. Bern, 7. Dho,
8. Pektor, 9. Draht, 12. Stute, 14. Dbe, 15. Etra, 16. Bein,
17. Aas, 20. Tor, 22. Kappe, 23. Prinz, 26. Klade, 27. Orange,
28. Pied, 29. Bock, 30. Zeiger, 31. Atlas, 32. Lase, 33. Dho,
35. Alm, 37. Gans, 38. Stab, 41. Miß, 43. Jda. — Ergänzungs-
Rätsel: Rahn, Bear, Spur, Best, Emmi, Alle, Bius, Ruch —
Jeppelin, Rautlin. — Silben-Rätsel: 1. Ulrich, 2. Nachnahme,
3. Räpel, 4. Ergänzungs-Rätsel, 5. Chirurg, 6. Terrianer, 7. Leonca-
ballo, 8. Entoutas, 9. Maros, 10. Darre, 11. Evangelinmann,
12. Konjens, 13. Sardelle, 14. Chemie, 15. Morchel, 16. Epoche,
17. Imitation. Unrecht leiden schmeichelt großen Seelen. —
Rätselsprung: O ringe nicht nach eiten Kränzen, zu oft sind
sie des Zufalls Spiel; nein, füll zu schaffen, nicht zu glänzen,
sei deines Lebens edles Ziel!

Schach-Spalte.

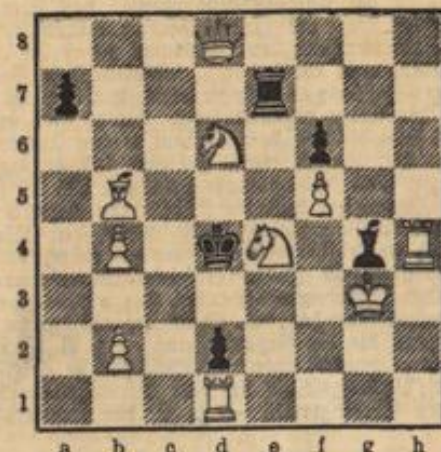
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 75. Ph. Klett.



Weiß: Kb1, De8, Lb4, g8, Sd3, d5, Be3.
Schwarz: Kc4, Tc6, La4, Bb2, b3, b6, d6.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 76. F. H. Finlison.



Weiß: Kg3, Dd8, Td1, h4, Lb5, Sd6, e4, Bb2, b4, f6.
Schwarz: Kd4, Te7, Lg4, Ba7, d2, f6.
Matt in 2 Zügen.

Der Name des Schachspiels geht nicht unmittelbar auf
das Wort Schachtrandsch zurück, sondern auf den Schah,
den König. Diese Hauptfigur heißt in fast allen Landes-
sprachen König. Während die Namen aller anderen Steine
übersetzt wurden, hat man sich beim Rukh mit einer ein-
fachen Umbildung begnügt. Man hört das Wort noch aus
der heutigen Bezeichnung Rochade heraus, sowie aus dem
englischen Rook. Die anderen Sprachen haben später erst
für diesen Stein das Wort Turm eingesetzt. Merkwürdiger
Weise bezeichnen die Engländer rochieren mit to castle.
Die anderen Sprachen, die vom Turm reden, haben sich
das Wort Rukh in der Rochade erhalten. Die lateinischen
Schriften wissen vornehmlich bereits neben dem Fers von
der Regina zu berichten. Da jedoch der Fers älter ist als
die Regina, kann es nicht wundernehmen, daß die Dia-
gramme der lateinischen Manuskripte den Fers in Persia
umändern, während die Texte, die jünger sind als die
Stellungen, von der Regina sprechen. Der später gebrauchte
Name Domina ist zur Dame geworden und hat sich bis
auf den heutigen Tag in dieser Form erhalten. Der skurrilste
unter den damaligen Schachsteinen, der Fil, ist am ärgsten
verballhornt worden. Unkenntnis der Bedeutung (Elefant)
führte außerhalb Spaniens zu dem sinnlosen Wort Alfin,
auch Alfinus. Daneben hat man versucht, diesen un-
verständlichen Namen durch sinnvolle Ausdrücke zu ersetzen,
die zuweilen auf die Gangart hinweisen. Im französischen
finden wir Fol (Fou), im englischen Bishop, im holländischen
Raadsheer und im deutschen der Alte. Der Name Läufer
ist erst neueren Datums und vermutlich von der Gangart
abgeleitet. Der Baidag, der Fußgänger, hat in allen Sprachen
seine Bedeutung beibehalten, lateinisch Pedo (pedes), italie-
nisch heute noch Pedone, altddeutsch vende gleich Knabe.

Partie Nr. 87. Gespielt im Internationalen Meisterturnier
zu Hastings am 29. Dezember 1930. — Indisch.

Weiß: Sultan Khan, Schwarz: Michell.

1. d4—Sf6, 2. c4—e6, 3. Sc3—Lb4, 4. e3—0-0. Der
durch 4. ... Lxc3 entstehende schwache Doppelbauer wird
durch das starke weiße Zentrum aufgewogen. 5. Ld3—c5,
6. Sge2—Sc6, 7. 0-0—d5. Ein Eröffnungsfehler, der dem
Weißen das überlegene Spiel in der Mitte überläßt. 8. a3!—
Lxc3, 9. bxc3—b6, 10. cxd5—exd5, 11. Sg8—c4. Nach
diesem Fehlschritt wird das feindliche Zentrum übermächtig.
12. Lc2—Te8, 13. f3—b5, 14. e4—Db6. Damit ist der
weitere Vorstoß nur augenblicklich gehemmt. 15. Kh1—g6.
Schwächt den Königsflügel, aber Schwarz ist bereits um
eine halbwerts spielbare Fortsetzung verlegen. 16. Lg5—Se7,
17. Dd2—Lb7. Bringt den Läufer nur auf ein schlechteres
Feld. 18. Df4!—Sd7, 19. e5—Tac8, 20. Dh4—Se6, 21. f4—
Sxd4. Ein Verzweiflungsoffer. 22. cxd4—Dd4, 23. Sf5!—
gxf5, 24. Lxf5—Sf8, 25. Lf6. Aufgegeben.

Lösungen: Nr. 65. 1. Dh4. Nr. 66. 1. Le2. Angegeben
von Ludw. Nickel, Felix Bott, Ingenieur Schmitt, Karl Kreiss,
Karl Kahl, Hugo Habermann, Wilh. Simoa und P. Buercke.

Lüftigen Lp.



Kann sein.

„Denk mal an, Mutter, mein Mann hat den Pantoffel
nach mir geworfen und gesagt, ich soll mich zum Teufel
gehn.“
„Es ist gut, mein Kind, daß Du zu mir gekommen
bist.“

Nicht ihre Schuld.

Die Gnädige betrachtete sorgfältig die Zeugnisse der
Hausangestellten und sagte dann: „Werden Sie denn bei
mir bleiben? Sie haben sehr viele gute Stellen ausgegeben?“
Die Ratd lächelte vertrauensvoll: „Aber gewiß, gnädige
Frau. Sie können versichert sein: ich habe keine dieser
Stellen freiwillig verlassen.“

Das Negativ.

„Wie geht's Deinem Bruder in Amerika?“ fragte der
alte Schotte den anderen. „Eben habe ich von ihm einen
Brief bekommen,“ erwiderte dieser. „Er schickt mir seine
Photographie.“ „Darf ich sie mal ansehen?“ „Nein, jetzt
nicht, ich habe sie noch nicht entwickelt.“

Keine Gefahr.

„Was würden Sie tun, wenn ich Sie jetzt kückte?“ „Nach
den Schreien.“ „Ich denke, der ist nicht da?“ „Ja, er ist
auf einer Weltreise.“



Er kennt seine Leute.

Schotte zum Schiffsarzt: „Sagen Sie mir, Herr Doktor,
was tue ich bloß, damit ich nicht seefrank werde?“
„Haben Sie einen Schilling?“
„Ja, soviel habe ich wohl gerade noch bei mir.“
„Weil — den nehmen Sie zwischen die Zähne!“

Humor des Auslandes.

Postlagernd.

„Ach, ist vielleicht ein Brief da unter der Chiffre
„10 000 Küße?“
„10 000 Küße? Mein liebes Fräulein, da müssen Sie
schon mal am Pakethalter nachfragen!“ (Herold)

Ewige Jugend.

„Frau Hansen sagt, sie sei erst 25 Jahre alt! Glauben
Sie denn das?“
„Es wird wohl stimmen! Sie erzählt es doch die
ganzen Jahre schon, seitdem ich sie kenne.“ (Answers)

Im Büro.

„Fräulein, die Firma Kienast u. Co. ist uns noch 150
Mark schuldig — mahnen Sie doch mal die Leute!“
„Bereits eingegangen, Herr Direktor!“
„Der Betrag?“
„Nein, die Firma!“ (Göb)

Zeitgemäß.

„Das ist aber ein hübscher Anzug, was hat denn der
gekostet?“
„Hat? Der kostet noch!“ (Mitt für Mita)

Gesetz und Rechtspflege.

Versehentliches Weglassen des Eigentumsvorbehalts.

Kein ansehnlicher Irrtum! Eigentumsvorbehalt auf der Rechnung.

Für den Kaufmann, der auf Kredit zu liefern und sich das Eigentum bis zur Bezahlung des Kaufpreises vorbehalten pflegt, ist die neue Entscheidung des Oberlandesgerichtes Stuttgart II. 693/30, Juristische Wochenschrift 1931, Seite 550, von großer Bedeutung. Zwecks vollen Verständnisses seien die allgemeinen, der Entscheidung zugrundeliegenden Rechtsvorschriften kurz erläutert: Nach § 119 B. G. B. kann man eine Willenserklärung wegen Irrtums anfechten, wenn es sich um einen Irrtum über den Inhalt der Erklärung handelt, der u. a. dann vorliegt, wenn die Erklärung vom Standpunkte des Empfängers aus etwas anderes besagt, als sie nach Absicht des Erklärenden erklären soll, mit anderen Worten ein Irrtum, der eine Nichtübereinstimmung von Wille und Erklärung herbeiführt. Die Beweggründe gehören regelmäßig nicht zum „Inhalt“ der Erklärung, ebensowenig die Voraussetzungen, auf Grund deren die Willenserklärung erfolgt. Nicht anfechtbar ist der Irrtum im Beweggrund, denn letzterer beeinflusst den Willen, führt also zu einem Entschlusse (Willen), der schon ohne den Irrtum (d. h. ohne falsche Vorstellung usw.) nicht so gefaßt wäre. Der Irrtum im Beweggrund beeinflusst also nicht die Erklärung des Willens, ist (regelmäßig) kein Bestandteil, kein „Inhalt“ der Erklärung und deswegen eben nicht anfechtbar. — Hier handelt es sich nun um folgenden typischen Fall: Der Verkäufer (Kläger) hat sich regelmäßig in der Auftragsbestätigung das Eigentum an der verkauften Ware bis zur Bezahlung vorbehalten. (Dann erfolgt die Übertragung des Eigentums mangels anderweitiger Vereinbarung unter der „aufschiebenden Bedingung“ vollständiger Zahlung des Kaufpreises, § 455 B. G. B.). Im Falle, der der Klage zugrundeliegt, hat er dies nun unterlassen und socht deshalb den Verkauf wegen Irrtum (vergl. oben) an. Der Kläger macht geltend, daß er fogleich den Rücktritt vom Kaufvertrage gemäß § 321 B. G. B. erklärt hätte, wenn der Beklagte Käufer den Eigentumsvorbehalt fogleich zurückgewiesen hätte, wenn ein solcher (der versehentlich unterblieben) erklärt worden wäre, da der Beklagte inzwischen in Zahlungsschwierigkeiten geraten sei. (§ 321 BGB. gibt demjenigen, der aus einem gegenseitigen Vertrag vorzuleisten hat, das Recht, die obliegende Leistung zu verweigern, bis die Gegenleistung — z. B. Zahlung des Kaufpreises — bewirkt oder Sicherheit für sie geleistet wird, wenn nach Vertragsschluß in den Vermögensverhältnissen des anderen Vertragsteils — z. B. des Käufers — eine

wesentliche Verschlechterung eintritt, durch die der Anspruch auf die Gegenleistung gefährdet wird. Schlechte Vermögenslage zurzeit des Vertragsabschlusses gibt dieses Leistungsverweigerungsrecht, das ja nicht mit dem Rücktrittsrecht wegen veränderter Umstände zu verwechseln ist. Ein „Rücktritt“ aus § 321 B. G. B., wie ihn der Kläger hätte erklären wollen, ist nicht möglich. Fernerhin stützt der Kläger das Recht zur Rückforderung der Ware auf den Eigentumsvorbehalt in seinen Rechnungen. Der Beklagte habe zum mindesten dadurch gegen Treu und Glauben verstoßen (§ 242 B. G. B.), indem er die Ware behielt, ohne den (in der Rechnung vermerkten) Eigentumsvorbehalt gelten zu lassen. Die Klage, die auf Rückgabe der Ware kraft Eigentumsvorbehalts ging, ist abgewiesen worden. Das Oberlandesgericht vertritt den Standpunkt, daß ein Eigentumsvorbehalt zwar auch noch bei der Übergabe der Ware vereinbart werden könne, daß jedoch der Eigentumsvorbehalt auf der Rechnung als verspätet anzusehen sei. Wenn Eigentumsvorbehalt bei der Übergabe erklärt wird, so läßt dazu das Preussische Kammergericht (Juristische Wochenschrift 1929, Seite 2164) einen Vermerk auf der Rechnung genügen. Das Reichsgericht hat jedoch gelegentlich den Grundlag aufgestellt, daß Rechnungen nur zur Angabe der verhandelten Warenmengen und der geschuldeten Beträge bestimmt seien (siehe „Das Recht“ 1923, 1924, 1928). Dem schließt sich der erkennende Senat des Oberlandesgerichtes für den vorliegenden Fall auch aus dem Grunde an, weil Rechnungen in größeren Geschäften gewöhnlich nur von untergeordneten Angestellten behandelt werden. Somit war der beklagte Käufer auch nicht verpflichtet, den Eigentumsvorbehalt auf der Rechnung überhaupt anzuerkennen, verließ daher durch Zurückweisung desselben auch nicht gegen Treu und Glauben. Die Verweigerung der Leistung seitens des Verkäufers nach § 321 B. G. B. (vergl. oben) steht im Gegenlag zum Vorbehalt des Eigentums, den der Verkäufer geltend machen will. Ein (ansehnlicher) Irrtum über den Inhalt der Erklärung ist in der Weglassung des Eigentumsvorbehalts im Auftrag-Bestätigungsschreiben nicht zu erblicken, denn der Kaufvertrag war ohne Vorbehalt geschlossen worden. Wenn der Verkäufer den Vorbehalt erst durch das Bestätigungsschreiben herbeiführen wollte, tat dies aber nicht, so irrte er auch nicht über den Inhalt seiner Erklärung.

ist auch ohne ausdrückliche Parteivereinbarung verpflichtend nach erfolgter Kündigung oder angemessene Zeit vor Kündigung eines ohne Kündigung ablaufenden Mietverhältnisses die Befristung der Wohnung durch Mietkündigung auszulassen. Auch in diesem Falle besteht bei schuldhafter Nichtgestattung der Befristung ein Schadenersatzanspruch.

Rechts- und Steuerfragen.

Nur kleine Anfragen von allgemeinem Interesse werden hier — jedoch unter Ausschluss der Haftung — beantwortet.

Rechtsstellung der Kinder.

Gemäß § 1631 BGB. kann der Vater des minderjährigen Sohnes dessen Aufenthalt bestimmen, ihn mit angemessenen Mitteln in die väterliche Wohnung zurückholen und gegebenenfalls die Hilfe des Vormundschaftsgerichts in Anspruch nehmen. Das Recht der Aufenthaltsbestimmung hat dem Vater jedoch nur insoweit zu, als die Interessen des Kindes und die ordnungsgemäße Erziehung es erfordern. — Das Gehalt der minderjährigen Tochter unterliegt dem elterlichen Verwaltungsgesetz des Vaters. Der Vater ist daher berechtigt, das Gehalt der Tochter an sich zu nehmen, selbst zu verwalten und zum Unterhalt des Kindes, also zu allen Aufwendungen, die für seinen Unterhalt, wie Essen, Kleidung usw. erforderlich sind, zu verwenden. Er kann auch zu jedem zulässigen Mittel die Tochter zur Herausgabe des Gehalts anhalten. Die Bestimmung über die Art und Weise der Verwendung steht im pflichtmäßigen Ermessen des Vaters; er wird daher einem älteren Kinde ein angemessenes Taschengeld gewähren und auch für die Aussteuerbedürfnisse der Tochter in angemessener Weise zu sorgen haben. — Ein eigentliches Befehlsgewaltverhältnis bezüglich des Gehalts des Kindes besteht nicht; auch ist der Arbeitgeber nicht verpflichtet, das Gehalt statt an die Tochter an den Vater auszuliefern. Die Bestimmung des § 119a Gewerbeordnung wonach bei entsprechender statutarischer Anordnung der Gemeinde oder des weiteren Kommunalverbandes der Arbeitslohn nur an die Eltern des Minderjährigen oder mit deren schriftlicher Zustimmung an den Minderjährigen selbst ausbezahlt werden dürfen, findet auf kaufmännische Angehörige, zu denen Ihre Tochter, wie wir annehmen, zu rechnen ist, keine Anwendung. S. R. 276.

Niederlegung der Hausinssteuer bei geringem Einkommen.

Der § 9 der Preussischen Hausinssteuerverordnung bestimmt, daß die Steuer zu stunden und niederszuschlagen ist, wenn das Einkommen des Steuerberechtigten nicht mehr als jährlich 1200.— M. beträgt. — Sind außer dem Steuerberechtigten und seiner Ehefrau noch weitere Familienangehörige vorhanden, so erhöht sich der Satz von M. 1200.— für jeden Familienangehörigen um M. 100.— — Da Sie nach Ihren Angaben nur 900.— M. jährliches Einkommen haben, so würde Ihnen die Hausinssteuer auf Ihren Antrag gestundet, bzw. erlassen werden müssen. — Für die Mieter Ihres Haushalts sind die gleichen Bestimmungen maßgebend. (G. B. in D.)

Mietrecht bei Todesfall.

Nach dem Tode Ihrer Mutter sind deren Erben, d. h. bei gleichzeitiger Erbfolge die Kinder in die Rechte aus dem Mietvertrage eingetreten. Will der Hauswirt kündigen, — etwa, weil die Erben mit mehr als einer Monatsmiete in Verzuge sind — so muß er die Aufhebung des Mietverhältnisses gegenüber allen Erben im Wege der Aufhebungsklage erwirken. Wird das Mietverhältnis nur gegenüber Ihrem Bruder als einem der Erben aufgehoben, so wird diese Aufhebung nicht ohne weiteres gegenüber den anderen Erben. Sie selbst hatten aber, wenn Sie Miterben sind, auch für die Miete; das Mietverhältnis kann also auch Ihnen gegenüber bei Vorliegen der gesetzlichen Voraussetzungen zur Aufhebung gelangen. Geschieht dies nicht, so behalten Sie die ererbten Rechte aus dem Mietvertrage. Eine besondere Abfindung kann der Hauswirt nicht beanspruchen. Unberührt bleibt das Recht Ihres Vermieters, gemäß § 19 M.-Sch.-G. zum ersten gelegentlich zulässigen Termin mit Rücksicht auf den Tod Ihrer Mutter, der bisherigen Mieterin, das Mietverhältnis zu kündigen. Dieses Kündigungsrecht kommt dann in Fortfall, wenn die Kinder die Erben der Verstorbenen beim Tode der Mutter zu dem Hausstand gehört haben. — Wenn Sie Erbin neben Ihrem Bruder sind, so haben Sie ein Recht auf Mitbenutzung der Wohnung; Ihr Bruder kann Ihnen also nicht ohne Weiteres die Wohnung verbieten.

Treppenreinigung.

Die Verpflichtung zur Treppenreinigung und ihr Umfang richtet sich grundsätzlich nach dem Mietvertrage und der Hausordnung. Wenn diese jedoch für Ihren Fall, — dadurch gekennzeichnet ist, daß Ihre Wohnung auf zwei verschiedenen Etagen verteilt ist, — keine besondere Bestimmungen enthalten, so möchten wir annehmen, daß Sie nach dem Zwecke des neuen Mieters in die eine Etage nur nach der Reinigung der anderen Etage und des entsprechenden Treppenteils verpflichtet sind. S. R. 12.

Getrenntleben der Ehegatten.

Ihrer Ehefrau steht es frei jederzeit die eheliche und häusliche Gemeinschaft aufzugeben und die Ehemwohnung zu verlassen. Ebenso ist es Ihrem Schwager nicht verboten, Ihre Ehefrau bei sich aufzunehmen und ihr Arbeit zu verschaffen. Unberührt bleiben aber die rechtlichen Folgen des Verlassens, z. B. die Rechtsfolge, daß Ihre Ehefrau dadurch unter Umständen einen Scheidungsgrund geltend machen kann, wenn Sie nicht verpflichtet ist, Ihre Ehefrau in anderer als der bisherigen Weise, etwa durch Zahlung einer Geldrente Unterhalt zu gewähren. Wenn jedoch Ihre Ehefrau Sie nicht ohne Grund verlassen hat, insbesondere die Herstellung des ehelichen Lebens (der häuslichen Gemeinschaft) verweigern darf, weil Ihr Verlangen würde, kann sie von Ihnen auch gegebenenfalls Unterhalt in Gestalt einer Geldrente verlangen. Unter denselben Voraussetzungen könnte auch Ihr Schwager, wenn er Ihre Unterhaltspflicht gegenüber Ihrer Ehefrau tatsächlich erfüllt, von Ihnen aus dem Gesichtspunkt einer Geschäftsführung ohne Auftrag Ersatz seiner Aufwendungen verlangen. (G. B. in D.)

Die Minderjährigen im kommenden Strafrecht.

Zu den Problemen des Schicksals der Minderjährigen im kommenden Strafrecht nimmt Reichsgerichtsrat i. R. Dr. Schulz in der „Deutschen Juristen-Zeitung“ Stellung. Er weist daraufhin, daß seit Geltung des Jugendgerichtsgesetzes man drei Stufen der Verantwortlichkeit für Vergehen unterscheiden könne. Jugendliche unter 14 Jahren sind nach geltendem Recht ganz straffunfähig, während für Jugendliche von 14 bis 18 Jahren eine bedingte Verantwortlichkeit besteht. Im letzteren Falle sind Todesstrafe, lebenslängliche Freiheitsstrafen, Zuchthaus und Ehrenstrafen ausgeschlossen. Das Einführungsgesetz zum kommenden Strafgesetzbuch will nun neben den „Jugendlichen“ von 14 bis 18 Jahren auch für die älteren Minderjährigen von 18 bis 21 Jahren eine Zwischenstufe bedingter Strafmündigkeit schaffen. Für diese Halberwachsenen soll an die Stelle der Todesstrafe Zuchthaus treten. Anstelle lebenslänglicher Freiheitsstrafen kann auf zeitliche Freiheitsstrafen erkannt werden und diese wiederum auf ganz geringe Mindestmaße herabgesetzt werden. Bedingter Straferlass darf für beliebige hohe Freiheitsstrafen bewilligt werden, und zwar stets da, wo der sofortige Strafvollzug eine Erziehungsmaßregel gefährden würde. Sicherungsverwahrung und Arbeitshaus sollen in Wegfall kommen und durch Unterbringung in einer Erziehungsanstalt ersetzt werden. Schließlich soll ganz allgemein von jeder Strafe abgesehen werden können, wenn das Gericht nach der Persönlichkeit des Beschuldigten irgendwelche Erziehungsmaßregeln für ausreichend hält. Auch das Verfahren gegen die Halberwachsenen unterscheidet sich von dem gegen vollverantwortliche Täter. Es soll nämlich die gerichtliche Voruntersuchung weggelassen und die Öffentlichkeit ausgeschlossen werden. Die Regelung des Verfahrens gegen die Halberwachsenen ähnelt also dem für die Jugendlichen, nur daß die Zuchthausstrafe beibehalten worden ist. Der Verfasser betont zum Schluß, daß auch auf diesem Gebiete wiederum der Schutz des Angeklagten allen „sonstigen Interessen der Strafrechtspflege“ rücksichtslos voranzustellen werde; der Rechtsschutz des Verletzten und der Allgemeinheit müsse, ebenso wie ihr Sühneverlangen, dahinter zurücktreten. Die Folge werde sein, so betont Dr. Schulz weiter, daß sich im Volkswuß sein die Grenzen zwischen Recht und Unrecht mehr und mehr verwischen, und daß der Straftat kein Mafel mehr anhafte. Fahren wir so fort, dann würden wir den Kampf mit dem täglich erstarkenden Verbrechen nicht lange mehr aushalten.

Aufhebung am Kindesvermögen.

Umfang und Ausschluß der Rukschaltung.

Dem Vater steht auf Grund der elterlichen Gewalt kraft Gesetzes — also ohne besondere Vereinbarung — das Recht der Rukschaltung an dem Vermögen des Kindes zu. In der Regel unterliegt nun zwar das ganze Kindesvermögen dieser elterlichen Rukschaltung. Es sind aber bestimmte Gegenstände — teils durch gesetzliche Bestimmungen, teils durch Anordnung dritter Personen — von der Rukschaltung ausgenommen. Derartige Vermögen nennt man „freies Kindesvermögen“. Hierher gehören in erster Linie alle ausschließlich zum persönlichen Gebrauch des Kindes bestimmten Sachen, also insbesondere Kleider, Schmuckstücke. Fernerhin ist freies Vermögen alles dasjenige, was das Kind durch seine Arbeit oder aber durch den ihm seitens des Vaters (der Mutter) gestatteten selbständigen Betrieb eines Geschäftes erwirbt, wobei es keine Rolle spielt, welcher Art die Arbeit oder der Geschäftsbetrieb ist und es auch gleichgültig ist, ob es sich um gewerbmäßige, um dauernde oder einmalige Arbeit handelt. Daraus folgt, daß zu dem freien Kindesvermögen, an dem den Eltern keine Rukschaltung zu-

Recht, z. B. durch Arbeit verdiente Trinkgelder, ferner die dem Kinde auf Grund der Versicherungsgesetze zukommenden Bezüge, wie z. B. Unfallrenten u. dergl. gehören. Jedoch fällt der Anspruch des Kindes auf Ersatz des durch einen Unfall erlittenen Schadens zu dem „unfreien“ (also der elterlichen Rukschaltung unterworfenen) Vermögen. Besonders zu beachten ist, daß alles dasjenige, was das Kind durch einen Geschäftsbetrieb verdient, nur dann freies Vermögen ist, wenn der Betrieb des Geschäftes dem Kinde von dem elterlichen Gewalthaber mit Genehmigung des Vormundschaftsgerichts gestattet worden ist. Wenn z. B. zum Vermögen des Kindes ein Erwerbsgeschäft gehört, das vom Vater im Namen des Kindes betrieben wird, so bleibt es unfreies Vermögen auch dann, wenn das Kind im Geschäft mittätig ist. „Freies Vermögen“ ist alles, was das Kind von Todes wegen (also auf Grund einer Erbschaft) erwirbt oder was ihm von einem Dritten zu dessen Verbleiben unentgeltlich zugewendet wird (Schenkungen). In beiden Fällen ist aber Voraussetzung, daß der Erblasser durch letztwillige Verfügung oder der Schenker bei der Zuwendung ausdrücklich die Bestimmung getroffen hat, daß die Erbschaft, bzw. Schenkung der elterlichen Rukschaltung entzogen sein solle, eine Bestimmung, die seitdem nur zu oft zum Nachteil des bedachten Kindes unterbleibt, da ohne sie die Gefahr einer Verschleuderung durch den Vater gegeben sein kann. Ist aber diese Bestimmung getroffen, so bietet sie dagegen absolute Sicherheit. Denn dann muß vom Vormundschaftsgericht eine Pflegschaft angeordnet werden, und zwar selbst dann, wenn eine Testamentvollstreckung besteht. Derartige Vermögen unterliegt somit — zum Rukschaltung des Vaters — der Überwachung und Aufsicht seitens des Vormundschaftsgerichts. Dabei soll man stets eine derartige Bestimmung treffen.

Wann kann eine Wohnung besichtigt werden?

Nur allzu oft entstehen nach Kündigung einer Wohnung oder eines möblierten Zimmers Streitigkeiten darüber, wann und wie oft der bisherige Mieter eine Besichtigung der Räume gestatten muß. Es gibt keine ausdrücklichen gesetzlichen Bestimmungen darüber, aber die Rechtsprechung legt auf Grund der Vorschriften über Treu und Glauben und allgemeine Vertragsgrundsätze dem bisherigen Mieter die Verpflichtung auf, die Besichtigung der Räume zu gestatten. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß das Besichtigungsrecht uneingeschränkt ist. Es muß — wie im neuesten Heft der „Deutschen Mieterzeitung“ ausgeführt wird — auf den Mieter genügend Rücksicht genommen werden, so daß für diesen keine ungebührliche Belästigung oder Störung entsteht. Vor allem darf der Vermieter sein Recht nicht in schikanöser Weise ausüben. Im Streitfalle kann das Gericht angerufen werden, das dann bestimmte Stunden festsetzt, zu denen der Mieter die Besichtigung gestatten muß. Da der Zeitraum, der dem Vermieter von der Kündigungsfrist bis zum Auszug des bisherigen Mieters zur Verfügung steht, gewöhnlich zur Abwicklung eines Prozesses zu kurz ist, wird man meist eine einstweilige Verfügung erwirken müssen. Nach der Rechtsprechung darf der Mieter in den Mittags- und Abendstunden nicht gestört werden. Ist aber der Vermieter berufstätig und nur in den Abendstunden zu erreichen, so muß der bisherige Mieter auch in dieser Zeit die Besichtigung gestatten. Erst vom Tage des gesetzlichen Kündigungstermins an braucht man eine Besichtigung der Wohnung zu gestatten. Verweigert ein Mieter die Besichtigung der Wohnung, so handelt er vertragswidrig, und er macht sich dem Vermieter gegenüber wegen seines Verhaltens schadenspflichtig. Einen ähnlichen Standpunkt hat das Reichsgericht auch für den Fall angenommen, daß ein Grundstücksbesitzer sein Grundstück veräußern will. Auch in diesem Fall muß der bisherige Mieter die Räume besichtigen lassen. Der Mieter